Die Zukunft.

Berlin, den 5. März 1904.

Meyers.

Max H. Meyer hatte sein Maklerkontor dicht neben der Börse. Keine große Firma und keine Leuchte in Israel. Ein Bischen Bohème; doch in gutem Geruch. Der Patriziat nahm den Mann, der eine Tänzerin geheirathet, keine Mitgift bekommen und von den Kognaten der Frau keine Erbschaft zu hoffen hatte, nicht für voll. Aber er wurde auf zwei Millionen geschätzt; ob er sich selbst so hoch einschätzte, weiß die Vermögenssteuerliste, die im Amtshaus der Gemeinde Grunewald liegt. Da wohnte er; neben den Mendelssohn, Fürstenberg, Roland-Lücke, Bernhard Dernburg, Wertheim, Neuburger ein kleiner Mann. An der Ecke der Hubertusbader- und Dunckerstraße; in einem für das Bedürfniß kinderloser Leute fast allzu großen Prunksteinkasten. Ein von tüchtiger Handwerkskunst gemetzter Keiler mit mächtigen Gewehren ruht vor dem Haus, allerlei wunderliche Arabesken putzen die Front und bis hinauf zur Glaskuppel des Oberlichtsaales wiederholt sich die Schrulle eines Kegelornamentes. Ein Haus, das jedem Wanderer auffällt, jedem wohl auffallen sollte. Und im Kegelpalast eine Pracht, als hätte der Besitzer täglich alle Neun umgeworfen. Im Sommer die theuersten Pflanzen an der Straße, im Winter Geselligkeit in westöstlich-berlinischem Stil. Vor der Thür Hoftraiteurwagen; in den Sälen mittlere Industrie, mittlere Literatur, Börse, Barreau, Theater, Presse, als Tafelaufsatz ein blinkendes Stückchen deklassirten Adels; im Erdgeschoß wahrscheinlich eine Perfekte Köchin mit Landgerichtsdirektorengehalt. Gesammteindruck von draußen: modisch lackirte Unkultur wurzelloser Menschen. Warum setzt ein berliner

Fondsmakler, der auf Kreditaktien, Unifizirte Türken oder Rio Tinto birscht, sich vors Haus eine Grobe Sau, die ihm doch nicht als Wappenthier verliehen ward? Warum baut er sich zwischen Kiefern, in den märkisch dürftigen Wald eine Riesenkegelbude, die mit ihrem unorganischen Steingeschnörkel dem Betrachter ein Feudalherrnschloß vortäuschen möchte? Weil ihn die Wirkung auf die Gaffer wichtiger dünkt als das eigene Behagen; weil ihm die Persönlichkeit fehlt, auch die Krücke der Tradition und er in Verlegenheit käme, wenn er sich nach individuellem Bedürfniß einrichten sollte; weil er selbst nur Fassade ist, nur nachmachen kann, was, in ganz anderen Verhältnissen, reiche Leute vorgemacht haben. Ein massiger Bau, Steinmetzenarbeit, die den Blick anlockt, der Garten zur Tropencoulisse gekünstelt, auf dem Tisch Alles, was die Jahreszeit gerade nicht bietet; spielt zwischen schlecht protzenden Renaissancemöbeln gar noch eine Zigeunerkapelle, preist nach den Trüffeln ein ins Schreiberproletariat verschlagener Junker die holde Würde der von Eros dem Reich Terpsichorens entführten Hausfrau, dann ists fabelhaft fein. Wenn am unteren Tafelende Einer fragt, welcher Concern denn Eros emittirt habe, so schadets nicht; Professor Grünfeld feilts zum Dinerwitz für die etwas höheren Stände. Der kultivirte Mensch will nie, der Ganzberliner stets mehr scheinen, als er ist; sitzt er mit geschorenem Haupt auf einem trakehnisch frisirten Gaul, so röstet er sich an dem Wahn, von den Vorüberwandelnden für einen Leibgardehusaren in Civil gehalten zu werden; räkelt die traute Gattin sich mit rundem Ausschnitt in der Fremdenloge, so glaubt der Parquetpöbel sicher, sie gehöre zur Hofgesellschaft. Kein Broker, auch kein an England akklimatisirter Sohn Sems hätte sich Meyers Eberburg gebaut; er wäre sonst ausgelacht worden. Doch so schöne Häuser wie im berliner Westen giebt es eben nirgendwo in der Welt; nirgendwo Menschen, die hinter solchen Schwindelfassaden wohnen, solche in billigem Stuck nachgestammelte Florentinerherrlichkeit Tag vor Tag ertragen möchten. Meyers blähten sich übrigens nicht etwa in der Gemeinde; ruhige Leute, die man nur auf dem Rad oder in der Elektrischen sah. Und von dem Manne sagten Dienstboten und Subalterne, er sei „eine Seele von einem Menschen". Als Einzelwesen vielleicht recht gut zu leiden; nur der Typus ist unerfreulich. Heute noch; die Auslese wird ihn bald läutern.

Max H. Meyer galt für reich, Fritz Meyer für fein. Er selbst gehört zu der vornehmen Sippe, die der Thiergarten als „die Große Meyerei" von dem allfarbigen Gemeyer ringsum unterscheidet, und ist guten berliner und wiener Häusern verschwägert. Er hieß der schöne Meyer. Höher aufgeschossen als sonst Abrahams Same; der Kopf eines hübschen Makkabäerlieutenants.

Ueberall gern gesehen, doch nicht über den Durchschnitt geschätzt; weder als Intelligenz noch als Kapitalist. Man wußte, daß seine Frau ein ansehnliches Stück Geld in die Ehe gebracht und neulich sechshunderttausend Mark geerbt hatte, kannte ihn als pfiffigen Spekulanten und war gewiß, daß die Verwandtschaft ihm helfen würde, wenn die Witterung ihn einmal trog. Diesem Fritz würde es nicht ergehen wie weiland dem Inselix Sommerfeld, der vor dem viele Millionen schweren Schwiegervater vergebens flehend die Hände rang. Er lebte auch nicht wie dieser Depoträuberhauptmann, dem die Hinterbliebenen in seinem Börsencourier damals nachflennten, er sei „durch Selbsttäuschung und Optimismus" ins Unglück gerathen. Fritz Meyer saß in der stillen Corneliusstraße, fiel nie durch besonderen Luxus auf und wurde nicht zu den wilden Waghälsen vom Stamm der Borchardt, Kirchheim, Hanau gezählt. Ein gutes Geschäft und gute Verbindungen. Fritzens Hauptstärke war die Stellage, die double option, das put and call der londoner Börse. Das ist eine solide, saubere Sache. Der Stellagekäufer hat das Recht, am vereinbarten Termin einen bestimmten Betrag entweder zum verabredeten höheren Kurs zu fordern oder zum verabredeten niedrigeren Kurs zu liefern, und verdient, wenn am Erfüllungtag die Kursnotiz über den höheren Terminkurs gestiegen oder unter den niedrigeren gesunken ist. Ein harmloses Prämiengeschäft, das — nicht wahr? — nur den Zweck hat, das Risiko einzuschränken, die Gefahr für den Spekulanten zu schmälern. Wer zum Stellagenbau nicht schlechtes Material verwendet, braucht eigentlich nur vor plötzlichen Kursschwankungen zu zittern. Fritz Meyer zitterte nicht. Was sollte, konnte denn schließlich geschehen? Politik wirkt auf die Börse bekanntlich schon lange nicht mehr. Die Tage der Trübsal nahen dem Ende. England erholt sich vom Burenkrieg, Amerika ist noch nicht so gefährlich, wie man gefürchtet hatte; sind erst die Handelsverträge unter Dach und die Börsenchicanen beseitigt, dann kommt ein Aufschwung, daß allen Fixern der Athem vergeht. Mit Volldampf also in die Hausse; Russen, Türken und Reichsanleihe müssen steigen, spätestens, wenn an der Spree die Bäume grün werden. Die Kühnheit des Mannes wuchs. Unter Schlotternden stand er erhobenen Hauptes, rief mit einem Siegerlächeln auf noch steilere Höhen und riß im Advent die Führung der Haussepartei an sich. Nur keine Schwarzseherei, sagte er; wir machen das Rennen. Und Alles war ihm unterthänig. Der Einzige, der Leben in die Bude bringt, flüsterten die Mackler; und bei seinen Beziehungen kann er nicht auf falscher Fährte sein. Der Einzige, hieß es im Kreis der bei Hupka frühstückenden Bankdirektoren, der noch auf die Börse wirkt, zum Kauf unserer

Renten ermuntert und die Flaumacher mattsetzt; den Mann müssen wir uns warm halten. Sie hielten ihn sich warm. Die Mächtigen, die ihre Staatsrenten vor der Bilanzzeit noch gern zu höherem Werth gesteigert sehen wollten, boten ihm jede erdenkliche Unterstützung an. Die Waller, die Riesencourtagen an ihm verdienten, scharwenzelten vor ihrem Fritz. Und wahrscheinlich sah selbst der Börsenkommissar schmunzelnd auf den schönen Rittersmann, der dem Fiskus so stattliche Stempelgebühren einbrachte. Max H. Meyer machte das übliche Maklergeschäft. Fritz Meyer wollte, daß Hausse sei, und Hausse war in Alldeutschland. Er reckte den Arm: und die Sonne stand mitten am Himmel über Gibeon und verzog, unterzugehen, beinahe einen ganzen Tag. Jeder weiß es jetzt, Jeder erzählt laut, er habe den Regisseur der Herrlichkeit immer gekannt. In der Vossischen Zeitung wurde der ehrbaren Bürgerschaft ausgeplaudert: „Die beinahe ununterbrochene Aufwärtsbewegung der Kurse auf fast allen Hauptgebieten war häufig gerade Meyers Werk und täuschte den Optimismus der großen Menge über die Verhältnisse des Effektenmarktes.“ Sehr nett. Wer aber hatte die Pflicht, die große Menge zu warnen, zu wecken, zu lehren? Und wer hat ihr täglich gekündet, der Kurs spiegle nur greifbare Wirklichkeit und die Sonne müsse morgen noch höher steigen?

Der Januar brachte Gewitterwolken. Schwarz zog es von Osten herauf. Scharfe Ohren hörten schon in weihnächtiger Stille das ferne Grollen. Japan kaufte Kreuzer, Kohlen, Proviant. Rußland ließ die Befestigungen und Eisenbahnen inspiziren und verfrachtete in kleinen Portionen neue chair à canon für Port Arthur und Wladiwostok. In den ersten Februartagen mußte der Mikado mit seinen Vorbereitungen fertig sein; und der blödeste Börsier ahnte, was ein Krieg zwischen Rußland und Japan für die Weltwirthschaft bedeuten würde. Noch aber blieb Alles ruhig... Krieg? Unsinn! Wenn wir uns von solchem Gerede jedesmal schrecken ließen, wären wir längst im Wurstkessel. Die gelben Bengel riskiren einen bluff, werden sich aber hüten, im Ernst mit den Moskowitern anzubinden. Dringendere Drohnoten kamen aus Tokio. Doch die Weisen aus dem berliner Westen zogen die Schultern hoch, lächelten verächtlich und sprachen: Spaß; sie rüsten zum Spaß; wir bekommen den Stahlwerkverband, langfristige Handelsverträge, starke Syndikate, den Turbinenprofit; wir behalten gutes Wetter. Herr von Mendelssohn hatte die intimsten Mittheilungen aus Petersburg; der Zar führe unter keinen Umständen Krieg, habe vorgestern erst einem Großfürsten seine Freude über den friedfertigen Ton der Verhandlungen ausgedrückt und weigere sich, auch nur die ersten Schritte zur Mobilmachung zu befehlen. Herr Fürstenberg höhnt

die Aengstlichen und bürgt für die Balkanruhe. Das Auswärtige Amt läßt in seinen Blättern das Kriegsgeschrei als Karnevalsulk verspotten. Die angeblich unabhängige Presse schilt die Briten arge Hetzer und weiß ganz genau, daß die englischen Depeschen, die den Krieg als unvermeidlich schildern, gefälscht oder wenigstens ins Kohlschwarze gefärbt sind. Soll der schlichte Differenzgeschäftsmann klüger sein als sämmtliche Großmächte im Reich? Sagte Direktor Mankiewitz nicht Jedem, ders hören wollte, nur Narren könnten die Kriegsfurie fürchten? Max H. Meyer blieb in der Haussepoſition. Und Fritz Meyer war so felsenfest von der lange währenden Leuchtkraft seiner Josuasonne überzeugt, daß er seine Engagements nicht mit großem Profit löste, sondern die fetten Stellgeldgewinne auf dem Papier stehen ließ und fröhlich aufwärts schritt. Wenn Alle untreu würden, so bliebe er doch treu; muß es auch. Verdienen ist gut; doch wenn er jetzt von den Kunden Erfüllung fordert, werden die Anderen nervös, die Kurse gerathen ins Schwanken und der stolze Stellagenbau stürzt zusammen. Nur heran, meine Herren! Russen, Unifizirte Türken, Reichsanleihe, — was Ihr Herz nur begehrt. Gerüchte sind für die Dummen, die dran glauben; sind sie diesmal erst verhallt, dann werdet Ihr sehen, wie heiter der Himmel ist. Nur heran also! Er konnte nicht anders handeln. Ein Windstoß: und er hatte Differenzen zu zahlen, die auch die begüterte Schwiegerschaft ihm nicht vorstrecken würde. Hatte er nicht so lange die Hausse gemacht? Er wird sie noch weiter halten; nur heran. Sie kamen, stürmten ihm hastig das Haus. Der Mann, der vor ein paar Monaten ein Durchschnittsmakler gewesen war, häufte Effekten im Werth von siebenundzwanzig Millionen Mark. Den Bürger überläufts, wenn er diese Ziffer liest. Fritz Meyer trug lächelnd die Last, plauderte mit hellem Auge über den Aufschwung, den der Sommer der deutschen Börse bringen müsse, und klagte höchstens über die allzu große Zahl der Diners, denen er seine Hochgestalt nicht entziehen könne.

Da kam die Hiobspost übers Gelbe Meer. Mit jähem Ruck hat Japan die diplomatischen Beziehungen zu Rußland gelöst. Friedlich, wie er war gesonnen, saß Herr Nikolai Alexandrowitsch im Opernhaus; er wurde schneebleich, als ers erfuhr. Das hatte er nicht gewollt, nicht erwartet. Immerhin ist der Krieg nicht erklärt und man kann noch hoffen. Mit dem Selbstherrscher aller Reußen hoffte im Westen eine unübersehbare Spekulantenschaar. Nicht lange. Vor Port Arthur krachten Schiffsgeschütze: und der Krach wirkte bis nach Paris, Berlin, Petersburg, Madrid fort. Nicht Japaner und Russen nur: auch Chinesen, Türken, Argentiner, Spanier, Oesterreicher, Serben, Rumänen, deutsche und französische Rente, fast alle Bankaktien und Industriepapiere fielen, —

fielen nun gleich so klaftertief, wie selbst der düsterste Baissier nicht vermuthet hatte. Die Wuth der Enttäuschten mehrte die Wirrniß. Millionen wären zu verdienen gewesen, wenn man nur einen leisen Wink bekommen hätte. Wir sind systematisch belogen und betrogen worden. Diese Regirung! Nicht zu Sechzig nehme ich Bülow. Dieser Fürstenberg! Geht jetzt mit Philosophenmiene herum und murmelt Worte sinniger Weisheit. „Das Glas der Spekulation war eben längst voll und mußte bei der allergeringsten Schwankung überschwippen; wie viel dann herausläuft, kann Niemand im Voraus ermessen." Und so weiter. Wird nächstens, Gott soll hüten, am Ende auch noch „Impressionen" von sich geben. Wer aber bezahlt unsere Ultimodifferenzen? Bis dahin kann die Welt in Flammen stehen, zwischen England und Frankreich der Krieg ausgebrochen, Franz Joseph nach Saloniki marschirt, der Zar in die Luft gesprengt sein, — und wir können sehen, wo wir bleiben. Unsere Helden machten das Gewinsel nicht mit. Max H. Meyer erschoß sich. Niemand weiß, warum. Er hatte viel Geld verloren und Spieler von fast noch feuchtem Adel sollen ihm mit dem Differenzeinwand gedroht haben. Doch die wichtigsten Kunden waren ihm sicher und in den drei Wochen bis zum Ultimotermin ließ Manches sich arrangiren. Er erschoß sich in seinem Kegelpalast. Vielleicht war er des Spieles müde geworden und hoffte nicht mehr, jemals wieder alle Neun umzuwerfen. Vielleicht scheuchte ihn die Furcht weg, noch einmal von vorn anfangen und da dienern zu müssen, wo er befohlen hatte. Oed liegt nun das Haus; kein Leben regt sich hinter den verhängten Fenstern, von den Frontarabesken tropft schmelzender Schnee und der graue steinerne Keiler am Thor gleicht, mit der wie gedunsen erscheinenden Schwarte, dem japanischen Faltenschwein (Sus pliciceps Gray), das mit scharfen Hauern den ersten westeuropäischen Toten des Asiatenkrieges bewacht. Fritz Meyer lief, sieben Tage vor Ultimo, davon; Niemand wußte, wohin, Jeder, warum. Er hätte mindestens zwei Millionen an Differenzen zu zahlen gehabt. Als das Schlimmste abgewandt war, kam er, noch vor dem Zahltag, aus seinem Schlupfwinkel in den Gerichtsbereich zurück.

Fast zwei Jahrhunderte vorher war John Law, der Erfinder des Prämiengeschäftes und Ahn aller Meyer, aus Paris nach Venedig geflohen. Die Börsier könnten jetzt ein kleines Jubiläum feiern. Nach Laws Zusammenbruch wurden alle Zeitgeschäfte in Fonds den Franzosen verboten; 1724. Im Prairialgesetz vom Jahr X erneute Bonaparte das Verbot. Und just vor zwei Jahrzehnten schrieb, nach dem Bontouxkrach, die dritte Republik in ihr Gesetzbuch den strengen Satz: Nul ne peut, pour se soustraire aux obligations qui en résultent, se prévaloir de l'article 1965 du Code

civil (Einwand von Spiel und Wette) lors même qu'elles se résoudraient par le paiement d'une simple différence. In jeglichem Land hat man auf jegliche Weise versucht, das Heer der Dummen vor Ueberrumpelung zu schützen; immer vergebens. Seit Mirabeau gegen die Agiotage wetterte, hat sich Europens Antlitz gefurcht; seit in Berlin Herr Albert Borchardt mit riesigen Posten Lombarden, Franzosen und Laurahütte zu Fall kam, sind der Spekulation engere Grenzen gesetzt worden. Dennoch wird munter fortgespielt. Und noch leben Leute, die wähnen, mit Börsengesetzen sei mehr zu erreichen als eine Aenderung der Machtverhältnisse und eine Modernisirung der Taktik.

Meyers konnten gerettet werden. So gut wie, durch die Bank, andere Makler, denen die Allumfasser der Behrenstraße jetzt Subventionen zahlen; die Generalversammlung merkt wohl nichts, man macht ihr auch was vor und Wechselpapier hält lange. Meyers wären sicher gerettet worden. Die Banken konnten neuen Schrecken nicht brauchen; sie mußten helfen. Und wenn Mankiewitz und Genossen die Konsols, Russen und Türken aus Meyers Stellagen bis zur Erholung in ihr Portefeuille legen, nennts die liebe Presse obendrein noch „Opferwilligkeit". Wirkliche Opfer werden erst zu bringen sein, wenns auf dem Balkan zu blitzen anfängt und nach den ersten Russenschlappen, die unvermeidlich scheinen, die Franzosen ihre russische Rente schamhaft auf den berliner Markt schmuggeln. Wird Port Arthur gestürmt, irgendwo in der Mandschurei eine Gleisstrecke zerstört, dann werden wir andere Erdstöße erleben. Warten wirs ab . . . Meyers waren eigentlich nobel. Der Eine greift so ruhig nach der Kugel, als gelte es einen Kegelschub. Der Andere geht stramm ins Gefängniß. Kommt ein neuer Adel herauf? Starke Gehirne haben die Leute, die mit zwanzig, dreißig Millionen operiren und nachts ohne Trionalsanft entschlummern. Unsere Minister, Staatssekretäre und Hofgranden machen es ihnen nicht nach. Jeden Posten im Kopf haben, jeden Wechsel der internationalen Diskontpolitik, jede Coulissenstimmung vorausberechnen, animiren, pariren, schieben, — mag man solches Beginnen löblich nun oder widrig heißen: als Hirnleistung ists der Rede werth. Und diese flinken Eroberer können sogar schon Fußball spielen, Rauenthaler von Forster unterscheiden und ihrem Liebchen ein anständiges Korset aussuchen. Nur ein Bischen lächerlich war noch ihr Luxusleben. Wenn sie jetzt die schwere Kunst gelernt haben, geräuschlos und würdig vom Licht zu scheiden, dann wird kein Bauernbund ihre flügge Brut hindern, die Erbschaft der Quitzow und Zitzewitz anzutreten.

Keramika.

Dem Menschen, der die heutige Kultur besitzt, gefallen Gebrauchsgegenstände aus Glas, Porzellan, Majolika und Steingut am Besten, wenn sie undekorirt sind. Aus dem Trinkglas will ich trinken. Ob Wasser oder Wein, Bier oder Schnaps: das Glas sei so beschaffen, daß mir das Getränk am Besten schmeckt. Das ist die Hauptsache. Und aus diesem Grunde opfere ich gern alle altdeutschen Sprüche oder sezessionistischen Ornamente. Wohl giebt es Mittel, das Glas so zu behandeln, daß die Farbe des Getränkes erhöht, verschönert wird. Das selbe Wasser kann in einem Glase schal und matt, in einem anderen frisch wie aus der Bergquelle aussehen. Das kann man durch gutes Material und durch den Schliff erreichen. Beim Gläserkaufen läßt man sich daher die vorgelegten Gläser mit Wasser füllen und wählt nun das beste aus. Deshalb blieben die Gläser, die so dekorirt sind, als schwämmen grüne Blutegel drin herum, unverkauft.

Aber das Getränk soll nicht nur gut aussehen: es soll auch gut getrunken werden. Die Gläser, die in den letzten drei Jahrhunderten angefertigt wurden, erfüllen diese Forderungen fast immer. Unserer Zeit — nein, ich will unsere Zeit nicht schmähen —: unseren Künstlern war es vorbehalten, außer unappetitlichem Dekor auch noch Glasformen zu erfinden, aus denen man nicht trinken kann. Es giebt Wassergläser, aus denen Einem das Wasser rechts und links bei den Mundwinkeln herausrinnt. Es giebt Liqueurgläser, die nur zur Hälfte geleert werden können.*) Bei neuen Formen sei man daher vorsichtig und wähle lieber die alten.

Genau so ist es beim Teller. Wir fühlen feiner als die Menschen der Renaissance, die noch ihr Fleisch auf mythologischen Darstellungen schneiden konnten. Wir fühlen auch feiner als die Menschen des Rokoko, die sich nichts daraus machten, wenn die Suppe durch das blaue Zwiebelmuster eine unappetitliche grüngraue Farbe bekam. Wir essen am Liebsten von weißem Grunde. Wir Die Künstler denken darüber anders.

— — — — — — — — — — — — — — —

Aber die Objekte der Keramik dienen nicht nur zum Kochen, Essen und Trinken. Das Glas dient uns als Fensterscheibe, Thonwaaren als Fliesen, Wand und Tischplattenverkleidung, als Ofen oder Kamin, als Blumen-

*) Für Liqueurgläser haben die schnapskundigen Holländer eine klassische Form gefunden: eine Windenblüthenform. Da kann der schwerflüssige Liqueur leichter herausfließen. Es war daher selbstverständlich, daß die wiener Sezession das umgekehrte Prinzip für Liqueurgläser beschloß: die Mandarinenform. Nur Schlangenmenschen, die sich so weit zurückbeugen können, daß sie mit dem Kopf die Erde berühren, können ein solches Glas leeren.

vase oder Schirmständer. Und endlich kann sich der Künstler des Thones bedienen, um ihn zu formen, zu glasiren und zu brennen, weil er den Drang in sich fühlt, Menschen und Thiere, Pflanzen und Steine so darzustellen, wie er sie sieht.

Einst saß ich mit einigen „angewandten Künstlern" im Kaffeehause. Man sprach davon, eine keramische Versuchsanstalt in der Kunstgewerbeschule zu gründen. Ich war gegen Alles, was die Herren vorbrachten, und Alle waren gegen mich. Ich vertrat den Standpunkt des Meisters, des einfachen Arbeiters. Und sie vertraten den Standpunkt des Künstlers.

Jemand hatte eine wunderbare rothe Blüthe mit sammtenen Blättern mitgebracht. Die stand in einem Wasserglas auf dem Tisch. Und Einer sagte: Sehen Sie, Herr Loos, Sie verlangen nur, daß man Töpfe macht. Wir aber wollen versuchen, eine Glasur zu erzeugen, die die selbe Farbe hat wie diese Blume hier. Man war Feuer und Flamme für diese Idee. Ja, alle Blüthen der Welt sollten ihre Farbe für neue Glasuren hergeben. Man sprach und sprach ....

Nun hat mich aber die Natur mit einer kostbaren Gabe beschenkt. Sie hat mich schwerhörig gemacht. Und so kann ich denn unter laut streitenden und debattirenden Menschen sitzen, ohne verurtheilt zu sein, das Blech zu hören. Dann hänge ich meinen Gedanken nach. Damals fiel mir mein Meister ein. Kein Künstler. Ein Arbeiter. Blumen sieht er nicht. Er liebt sie auch nicht. Er kennt ihre Farben nicht. Aber seine Seele ist von Farben erfüllt, die sich nur in Glasur auf Thon darstellen ließen. Ich sehe den Meister vor mir. Er sitzt vor dem Brennofen und wartet. Farben hat er geträumt, die der Schöpfer zu träumen vergessen hat. Keine Blume, keine Perle, kein Erz hat eine ähnliche Farbe. Und die sollen nun Wirklichkeit werden, sollen funkeln und strahlen, die Menschen mit Lust oder Melancholie erfüllen.

Das Feuer brennt. Brennt es für mich oder brennt es gegen mich? Giebt es meinen Träumen feste Formen oder frißt es meine Träume auf? Ich kenne Jahrtausende von Werkstatt-Traditionen. Was irgend dem Töpfer frommt: ich weiß es, ich habe es angewandt. Aber wir sind noch nicht am Ende. Der Geist der Materie ist noch nicht überwunden.

Möge er es nie werden. Mögen die Geheimnisse der Materie immer für uns Mysterien bleiben. Sonst säße nicht der Meister in qualvollem Glück vor dem Brennofen, harrend, hoffend, träumend von neuen Farben und Tönen, die Gott in seiner Weisheit zu erschaffen vergaß, um den Menschen an der herrlichen Lust des Schöpfers theilnehmen zu lassen.

„Also was meinen Sie dazu, Herr Loos?" fragte der Eine.

Ich meinte nichts.

Unsere Künstler sitzen am Reißbrett und machen Entwürfe für die

Keramik. Sie theilen sich in zwei Lager. Die Einen entwerfen in allen Stilarten, die Anderen nur „modern“. Beide Lager verachten einander gründlich. Aber auch die modernen Künstler haben sich gespalten. Die Einen verlangen, daß das Ornament der Natur entnommen werde, die Anderen, daß das Ornament nur der Phantasie entspringe. Aber alle Drei verachten den Meister. Warum? Weil er nicht zeichnen kann. Das schadet dem Meister aber nicht. Kacheln, die Bigot in Paris vor zehn Jahren geschaffen hat, haben noch nichts von ihrem Zauber eingebüßt. Aber die Muster, die die Künstler vor fünf Jahren auf den Markt brachten, bereiten selbst ihnen heute schon Nervenschmerzen. Das gilt natürlich von allen Entwürfen dieser Richtung.

Wer keramische Produkte kauft, möge sich Das stets vor Augen halten. Man giebt doch nicht sein Geld aus, um sich in drei Jahren darüber zu ärgern. Gegenstände, die das meisterliche, schöpferische Gepräge tragen, werden ihren Werth stets behalten. Gegenstände, die mit sezessionistischem Ornament versehen sind, sollen, wenn sie Einem auch gefallen, zurückgewiesen werden. Sie gefallen Einem, nicht, weil sie schön sind oder unserem Empfinden entsprechen, sondern, weil man versucht hat, uns diese Richtung aufzudrängen. Man verlasse sich auf sein Empfinden, das man besaß, bevor Hermann Bahr über diese Dinge schrieb.

Reißbrett und Brennofen! Eine Welt scheidet sie. Hier die Exaktheit des Zirkelschlages, dort die Unbestimmtheit des Zufalles, des Feuers, der Menschträume und das Mysterium des Werdens.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich schreibe nur für Menschen, die modernes Empfinden besitzen. Für Menschen, die der Weltordnung dankbar sind, daß sie heute und nicht in früheren Jahrhunderten zu leben haben. Für Menschen, die sich in Sehnsucht nach der Renaissance oder nach dem Rokoko verzehren, schreibe ich nicht. Es giebt solche Menschen. Sie weisen immer auf die vergangenen Jahrhunderte, in denen Maler und Bildhauer Entwürfe für den Handwerker geliefert haben. Sie weisen auf die Renaissance, in der die Menschen aus Krügen tranken, in die eine ganze Amazonenschlacht modellirt oder geschnitten war. Sie weisen auf Salzfässer, die wie ein Schiff aussahen, das von Tritonen gehalten und wo das Ruder als Salzlöffel verwendet wurde. Unmoderne Menschen. Und sie liefern Entwürfe für das Handwerk. Oder sie modelliren, wenn sie zufällig von ihren Eltern auf die Bildhauerschule geschickt wurden, gleich Alles selber.

Wollt Ihr einen Spiegel? Hier ist er: ein nacktes Frauenzimmer hält ihn. Wollt Ihr ein Tintenfaß? Hier ist es: Najaden baden um zwei Felsenriffe. In einem ist Tinte, in dem anderen Streusand. Wollt Ihr eine Aschenschale? Hier ist sie: eine Serpentintänzerin liegt vor Euch ausgebreitet und an ihrer Nasenspitze könnt Ihr Euch die Cigarrenasche abstreifen.

Ich fand Das nicht gut. Und da sagten die Künstler: Seht, er ist ein Feind der Kunst. Aber nicht, weil ich ein Feind der Kunst bin, fand ich es nicht gut, sondern, weil ich die Kunst gegen ihre Bedränger in Schutz nehmen wollte. Man hat mich aufgefordert, in der Sezession auszustellen. Ich werde es thun, wenn die Händler aus dem Tempel vertrieben sind. Händler? Nein. Die Prostituirer der Kunst.

Wendet Euch von den Propheten der Renaissance. Liebt Eure modernen Gegenstände. Seht den herrlichen Spiegel! Konnte die Renaissance ein Glas hervorbringen, das ein weißes Taschentuch mit der selben Reinheit und Frische reflektirt? Seht das herrliche Tintenfaß! Wie der große geschliffene Kristallglaswürfel funkelt und gleißt. Es kann nicht umfallen; es kann nicht. So schwer, so fest steht es auf dem Tisch. Wie sicher man sich fühlt! Es kann nicht umfallen. Seht die herrliche Aschenschale! Eine große Glasschale, mit Silber montirt. Wasser ist darin, um die glühenden Cigarrenreste sofort auszulöschen. Die silberne Montirung hat Einbuchtungen, in die man die brennende Cigarre legen kann. Hat die Renaissance so herrliche Dinge aufzuweisen? Freut Euch, freut Euch, Ihr Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts!

— — — — — — — — — — — — — — —

In den Auslagen sieht man Thiere aus weißem Porzellan. Gelbe oder blaue Flecke unter der Glasur geben ihnen einen charakteristischen „Chic". Sie sind hübsch, diese kopenhagener Arbeiten. Die eingerollte Katze. Oder die beiden Hündchen, die sich an einander drücken. Mir gefallen sie ungemein, — in den Auslagen. Denn — wie merkwürdig! — ich wäre in Verlegenheit, wenn mir eins davon geschenkt würde. Ich würde es in meiner Wohnung nicht zur Schau stellen. Gewiß, die Besucher kommen und sagen: Ah! Kopenhagen! Das macht Einem Freude. Wie es Einem Freude macht, wenn man eine Cigarre anbietet und den Ruf vernimmt: Bock Imperiales! Zwei Kronen das Stück! Denn diese Freude ist theuer erkauft. Den ganzen Tag muß ich mich von dem Vieh anglotzen lassen. In seiner perfiden, humoristischen Weise. Dazu bin ich nicht immer zu haben. Dafür bin ich nicht immer gestimmt. Indifferente oder große Dinge will ich in meinem Zimmer sehen. Korbfauteuils oder Reproduktionen Klingers. Oder die witzigen Erzeugnisse früherer Jahrhunderte. Vieux Saxe. Die greifen nicht mehr in mein Leben. Die sind durch ein Jahrhundert von mir geschieden.

Die altdeutschen Sprüche an den Wänden sind wir jetzt glücklich los. Aber wenn nun die „angewandten Künstler" kämen und sagten: Schafft moderne Sprüche! Ich sage: Nein, gar keine Sprüche! Mit Witzblättern werde ich mir nicht mein Zimmer austapeziren. Dafür weiß ich mir einen anderen Ort.

Kopenhagen macht auch Blumenvasen. Blumenvasen ist nicht das treffende Wort. Vasen ist vielleicht richtiger gesagt. Denn diese Vasen wirken besser, wenn keine Blumen darin sind. Blumen will ich im Zimmer haben, Aber mit den raffinirten Kunsterzeugnissen dieser Richtung können sie nicht konkurriren. In bunzlauer Geschirr kommen sie besser zur Geltung. Das fühlt Jeder. Und daher sieht man die kopenhagener Vasen immer leer.

Ich glaube, die Zeit wäre nun glücklich vorbei, wo sich das Stürmen und Drängen der Menschen in Gebrauchsgegenstände verkroch, die unbenutzbar waren, in Bierkrügel, aus denen man nicht trinken, in Schusterhämmer, mit denen man nicht Stifte einschlagen konnte. Der moderne Mensch hat andere Mittel, seine Ueberschüssigkeiten loszuwerden. Einmal wachte ich fröhlich auf. Mir hatte geträumt, das ganze kopenhagener Gethier sei toll geworden und müsse dem kopenhagener Vasenmeister übergeben werden.

Manche Leute sagen mir nach, daß ich Geschmack besitze. Wenn man einmal in diesen Ruf kommt, wird man von den Leuten gern bei ihren Einkäufen mitgenommen. So bat mich eine Dame, mit ihr in die Sezession zu gehen, um ihr beim Einkauf zu helfen. Zimmerschmuck. Geld spielte keine Rolle. Aber groß durfte es nicht sein. Ich rieth ihr zu einem kleinen Marmorblock von Rodin. Ein herrliches Antlitz entrang sich mühsam dem Stein. Die Dame besah das Stück von allen Seiten. Sie wurde verlegen. Dann sagte sie: Wozu dient Das? Nun war es an mir, verlegen zu werden. Das merkte sie. Und sie sagte: Sehen Sie, Herr Loos! Sie sind immer so gegen Gurschner und die Anderen. Aber bei Denen weiß ich doch, was sie wollen. Kann ich an diesem Stein Streichhölzer anzünden? Und wenn schon! Wo soll ich sie hinlegen? Kann ich eine Kerze dranstecken? Wo ist die Vorrichtung dafür? Kann ich Asche abstreifen?

Wie sagte ich doch vorhin? Prostituirer der Kunst!

Wien. Adolf Loos.

Verse.

Chevalier errant.

Ich ritt durch die Wälder hin auf manchem verwachsenen Pfad,
Wach lag ich im thauigen Gras, wenn die Nacht genaht,
Der Nachtwind kam und ging durch die Birken am Haidegrab
Und mein Sehnen glitt mit dem Mond hinter fernen Hügeln hinab.

Meine Arme streckte ich aus, dumpf klirrte der Rüstung Stahl.
Wo liegst Du, hinter den Bergen, Heiliger Gral?

Gelbhaarig ritt ich einst aus, ein Knabe, zum Waffenspiel,
Grau ward mein Haar, zerstoßen mein Schild und ferne mein Ziel.

Ein Abend kam wie kein andrer: schwül war die Luft,
Verwirrend unter den Buchen trieb es wie Rosenduft,
Ein junger Mond stand am Himmel silbern und schmal
Und aus brauendem Nebel röhrten die Hirsche im Thal.

Und ich wußte, nah war die Stunde, — unter dem Panzererz
Zuckte und bebte es wieder, wie einst des Knaben Herz.
Ein zaubergetroffener Mann, so ritt ich langsam dahin
Und vergessne Minnelieder kamen in meinen Sinn.

Es steht eine Buche am Felshang nach Süden zu,
Da lag eine Hinde gebunden, — die Hinde bist Du.
Mein Schwert zerschnitt Deine Bande; o Mondlicht so traurig und blau!
Ich ging, den Gral zu suchen, und fand eine nackte Frau.

Clifton. Agnes Miegel.

Gebet.

Rette mich, Herr, Du Gott der Stärke,
Der nimmer ruht, der nimmer rastet!
Löse die Seele mir aus den Banden,
Die das Herz mir umstricken,
Die den Sinn mir bethören, —
Aus den Banden der Liebe
Rette mich, Herr!

Neige Dich mir, Du Gott der Gnade,
Der nimmer ruht, der nimmer rastet!
Leite die Seele hinab zu den Tiefen,
Da Du gewandelt in Deiner Hoheit,
Da Du gelitten in Deiner Liebe, —
Zu den Tiefen der Sühne
Leite mich, Herr!

Doch dann erhebe mich, Gott der Liebe,
Der nimmer ruht, der nimmer rastet!
Trage die Seele mir fort von der Erde,
Trag' sie auf Sturmesschwingen von dannen,
Dahin, wo schöner die Liebe blüht,
Dahin, wo reiner die Herzen schlagen, —
Zu den Höhen der Himmel,
Trage mich, Herr!

München. Irene Renata.

Industrielle Demokratie.

„Unser ganzer Volkskörper ist krank!“ So lautet die nichtssagende Diagnose, die unsere gutbürgerlichen Volksgenossen mit Kopfschütteln aussprechen, wenn die Wunden der wirthschaftlichen Kämpfe vor ihren entsetzten Blicken enthüllt werden. Manche denken wohl auch darüber nach, wie die große Krankheit geheilt werden könnte, und die Einen schlagen Polizeirepressalien, die Anderen versöhnende Akte der Wohlthätigkeit vor.

Heiße Kämpfe auf gewerblichem Gebiete hat das vorige Jahr gebracht, Konflikte zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, die das wirthschaftliche Gleichgewicht bedenklich störten und Tausende von Arbeitern aus den Bahnen einer geordneten Lebenshaltung rissen. Das Waffengeklirr des krimmitschauer Weberstrikes klang schrill in unsere Weihnachtglocken, begleitet vom Zornruf des Bureaukratismus und vom Wimmern der Sentimentalität. Das alte Jahr nahm den Hader der unversöhnten Parteien mit ins Grab der Vergangenheit und überließ seinen Nachfolgern die Lösung des vielverschlungenen Knotens der wirthschaftlichen Konflikte.

Kühn erhebt sich der Prachtbau unserer Arbeiterversicherung; aber er ist kein Tempel des gewerblichen Friedens und der Geist der Humanität, der unsere Arbeiterschutzgesetze durchweht, bürgt noch lange nicht für die Respektirung der staatsbürgerlichen Würde des Arbeiters in der Werkstatt. Denn die gesetzgeberischen Zugeständnisse an den gedrückten Arbeiterstand bieten keine ausreichende Garantie für die Berücksichtigung und Sicherstellung der gerechten und erfüllbaren Forderungen der Arbeiterschaft und die staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Proletarier, die Verfassung, Bürgerliches Gesetzbuch und Gewerbeordnung zum Ausdruck bringen, hat nur in den wenigsten Gewerben im privaten Arbeitverhältniß Wurzel geschlagen. Vorläufig leben wir noch in einem Staate des politischen Konstitutionalismus und des wirthschaftlichen Absolutismus. Die Gewählten unserer Arbeiterschaft sind längst in die Parlamente eingezogen und arbeiten am Werk der Gesetzgebung mit, aber ihre Mandatgeber im Fabrik- und Gewerbebetriebe haben in den meisten Fällen kein Mitbestimmungrecht über ihr berufliches Wohl und Weh. Sie sind beim Abschluß des individuellen Arbeitvertrages der schwächere Kontrahent und müssen sich einem versklavenden wirthschaftlichen Druck unterwerfen, der nagendes Mißtrauen, bittere Unzufriedenheit und schließlich gewaltsam impulsiven Gegendruck erzeugt. So selbstverständlich wie die revolutionären Volksausbrüche in absolutistischen Staaten sind daher die verzweifelten Befreiungversuche im kleinen Reich der Werkstatt. Aber in der Politik und im Gewerbeleben siegt schließlich der Gesammtwille über den Terrorismus des Einzelnen. Die Kämpfe um die Konstitution sind noch nicht ausgefochten. Der wildromantische Volkskrieg von 1848 übt seine Fernwirkung auf unser heutiges Wirthschaftleben; der Liberalismus ringt aber nicht mehr auf den Barikaden mit dem Absolutismus: der Kampf um die wirthschaftliche Demokratisirung unseres Volkslebens wird in den Sitzungzimmern der paritätischen Lohnkommissionen und vor den Schranken der einigenden Gewerbegerichte geführt.

Unser Volk krankt an seiner wirthschaftlichen Rechtlosigkeit und die Ursachen der erschütternden gewerblichen Kämpfe sind fast immer in der gewalt-

samen Unterdrückung des erwachenden Rechtsbewußtseins unserer Arbeiterschaft zu suchen. Die akuten Anfälle von ordnungwidrigen Ausschreitungen auf beiden Seiten lassen sich daher nur verhüten, wenn man das chronische Grundleiden heilt; die gewerbliche Ordnung wird also nur da dauernd gesichert sein, wo Arbeitgeber und Arbeitnehmer als gleich starke und gleichberechtigte Parteien über die Gestaltung der Arbeitbedingungen berathen und die Resultate ihres Abkommens im Vertrag festlegen. Das alte individuelle Arbeitverhältniß, das der persönlichen Gnade oder Willkür des allein herrschenden Unternehmers preisgegeben war, muß dem modernen Korporativvertrag der beiden organisirten Parteien weichen, der dem gewerblichen Zusammenarbeiten von Arbeiter und Arbeitgeber den Stempel der Gesetzlichkeit aufdrückt. Wer daher, wie ich, in den Arbeitkonflikten eine nationale Gefahr und eine dauernde Bedrohung des Volkswohlstandes erkennt, Der kämpfe um die wirthschaftliche Gleichberechtigung des Arbeiterstandes, schütze das Koalitionrecht und achte auf die Tarifgemeinschaften, die Vorposten einer gesundenden Entwickelung unseres Wirthschaftlebens.

Der sichtbarste Unterschied zwischen dem kollektiven und dem individuellen Arbeitvertrag liegt in dem korporativen Charakter des ersten. Die Tarifgemeinschaft verdrängt die zahllosen Einzelabmachungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Sie schafft eine allgemein giltige Norm, die das lohndrückerische Unterbieten der Arbeiter unter einander unmöglich macht, und zwingt zugleich den schmutzkonkurrirenden Unternehmern die Anpassung ihrer Arbeitlöhne an die der soliden Konkurrenten auf. So übt der Tarifvertrag eine reinigende Wirkung auf die Gewerbe aus, indem er die natürliche Auslese zwischen brauchbaren und unfähigen Elementen beschleunigt, er ist also, ohne Vorurtheil betrachtet, für beide Kontrahenten von gleichem Nutzen. Trotz dieser unbestrittenen Thatsache sträuben sich aber die meisten Arbeitgeber mit aller Macht gegen die korporativen Abmachungen. Sie thun es in der theils instinktiven, theils bewußten Erkenntniß, daß mit dem alten persönlichen Arbeitvertrag auch ihre Einzelherrschaft im Betriebe fällt und jene patriarchalische Unordnung in die Brüche geht, die ein Menschenalter hindurch der Nährboden ihres Absolutismus war. Die Abneigung so vieler Arbeitgeber gegen jedes korporative Unterhandeln und ihre hartnäckige Verweigerung aller Zugeständnisse, die nicht ihren eigenen Arbeitern, sondern der Organisation sämmtlicher unselbständigen Gewerbegenossen gemacht werden, ist daher mehr als erklärlich. Es hieße, ideelle Faktoren in ungerechter Weise unterschätzen, führten wir die Feindsäligkeit so mancher Arbeitgeber gegen die Gewerkschaften nur auf Profitinteressen zurück. Oft dulden die humansten Unternehmer keine Organisation in ihren Betrieben, obgleich sie vielfach freiwillig mehr gewähren, als diese voraussichtlich fordern würden, und obgleich ihnen die Aufrechterhaltung ihrer fortschrittlichen Einrichtungen einer preisdrückenden Konkurrenz gegenüber mehr Opfer auferlegt als die Einhaltung eines allgemeinen Lohntarifes, für dessen Durchführung im ganzen Gewerbe oder doch am ganzen Ort die Arbeiterorganisation die Bürgschaft übernimmt. Hier steht eben mehr auf dem Spiel als ausschließliche Geldinteressen: hier kämpft das Mittelalter mit der Neuzeit seinen letzten, erbitterten Kampf.

Durch den Tarifvertrag erkauft sich der Arbeitgeber die Ruhe und Ordnung in seinem Betrieb auf eine bestimmte Zeit durch die unterschriftliche An-

erkennung der mit den organisirten Arbeitern vereinbarten Lohn- und Arbeitbedingungen. An die Stelle des mündlichen Versprechens auf unbegrenzte Zeit tritt der schriftliche Pakt mit festgesetzter Giltigkeitdauer. Das Verhältniß von Herren und Knechten, das die Gesindeordnung in den modernen Fabrikbetrieb einschmuggelte, wandelt sich also in ein auf die freie Koalition beider Parteien begründetes bürgerliches Rechtsverhältniß um. Das ist die soziale Form des korporativen Arbeitvertrages; sein wirthschaftlicher Inhalt besteht darin, daß sich beide Parteien verpflichten, bis zu einem bestimmten Termin auf irgendwelche Aenderung der Arbeitbedingungen zu verzichten. Die allgemeinen Normen über Lohn, Arbeitzeit u. s. w. werden von Arbeitgebern und Arbeitern zum gewerblichen Gesetz erhoben, das als der Willensausdruck beider Kontrahenten mit vereinten Kräften aufrecht erhalten wird.

Nicht nur vom Absolutismus bekämpft, sondern auch vom Anarchismus unterwühlt, rang der gewerbliche — gleich dem politischen — Konstitutionalismus um seine Existenzberechtigung. Zu der Gegnerschaft rückschrittlicher Arbeitgeber gesellte sich Jahre lang das zersetzende Mißtrauen revolutionärer Arbeiter gegen jedes Paktiren mit dem Unternehmerthum und gegen jede langfristige Festlegung der Arbeitverhältnisse. Der Unternehmerterrorismus fand sein getreues Spiegelbild im Individualismus der für ihre Klasse kämpfenden Arbeiter, die ihre Bewegungfreiheit nicht durch die beengenden Schranken eines dauernden Kompromißverhältnisses lähmen wollten. Das Schlagwort vom „Herrn im eigenen Hause" wurde mit der Phrase von der „Autonomie des Proletariates" beantwortet. Die Arbeitgeber schwangen in Zeiten der Krise die Hungerpeitsche, die Arbeiter ließen ihre Unterdrücker, von der gewerblichen Hochkonjunktur ermuthigt, ihre Unentbehrlichkeit dadurch fühlen, daß sie die Arbeitgeber mit planlosen Forderungen in die Enge trieben. Doch sie entsagten bald der rücksichtlosen Ausnutzung der Konjunktur, weil sie ihnen selbst tiefere und unheilbarere Wunden geschlagen hatte als Denen, die sie tötlich treffen sollte. Heute bringen unsere Gewerkschaften die Sehnsucht des Proletariates nach paritätisch geregelten Arbeitbedingungen, nach einer langsamen, aber friedlichen Vorwärtsentwickelung durch die nicht mehr verstummende Forderung von Tarifverträgen zum Ausdruck.

Ein wunderbares, aber nicht unerklärliches Zusammentreffen ist es, daß das selbe Buchdruckgewerbe, das die intellektuelle Aristokratie des Mittelalters stürzte und die Verbreitung von Wissen und Kunst technisch ermöglichte, auch seine Verfassung zuerst im demokratischen Sinne umwandelte. Schon im Jahr 1848 trat die organisirte Gehilfenschaft im Vertrauen auf ihre fachliche Geschicklichkeit und gewerbliche Unersetzlichkeit mit den fast ausschließlich liberal gesinnten Prinzipalen zu den ersten Tarifverhandlungen zusammen. Von dieser Zeit ab ist der Geist der Freiheit nie ganz aus dem Gewerbe gewichen. Zu festgefügten, dauerhaften Vertragsabmachungen konnte es natürlich erst kommen, als sich die Einzelwillen zur gemeinsamen Interessenvertretung geeinigt und die Kontrahenten ihre systematische Rechtsvertretung in der Organisation gefunden hatten. Kurz nach Gründung des Gehilfenverbandes und der Prinzipalsvereinigung kam im Jahr 1873 der erste nationale Buchdruckertarif zu Stande, der aber im Ganzen eine papierne Verfassung war. Erst als die beiden Parteien in zwanzigjährigen, offenen und versteckten Gefechten einander als gleich starke Machtfaktoren

kennen gelernt hatten, erst nachdem das Unternehmerthum seinen Uebermuth durch eine mißglückte Aussperrung und die Arbeiterschaft ihren Radikalismus durch einen verlorenen Strike gebüßt hatte, löste sich die gewerbliche Dissonanz in ein: Tarifharmonie auf. 1895 kam mit fünfjähriger Giltigkeit der 1901 revidirte und verbesserte Vertrag zum Abschluß, der in guter und schlechter Zeit einen gerechten Ausgleich zwischen der Ertragsfähigkeit des Gewerbes und den mit der Kulturentwickelung steigenden Forderungen der Arbeiterschaft bot. Bei der letzten Tariferneuerung, die in eine Zeit der Krise fiel, haben die Prinzipale im Hinblick auf die Steigerung der Lebensmittelpreise eine Lohnerhöhung bewilligt, die hart die Grenze des Möglichen streifte; und die Gehilfen haben in fast heldenmüthiger Selbstüberwindung all ihre heute noch unerfüllbaren Forderungen der Aufrechterhaltung der tariflichen Ordnung zum Opfer gebracht. Demnach ist der Buchdruckertarif ein Volksgesetz im besten Sinn des Wortes; er ist so zu sagen mit dem Blute der Kontrahenten geschrieben. Kein Wunder daher, daß er sich im Auf und Nieder des Konjunkturenwechsels sieghaft behauptet. Gegen Lohndrückerei und Schmutzkonkurrenz schützt ihn die mächtige Miliz der beiden Organisationen und vor dem inneren Feind der Gesetzübertretung bewahrt ihn ein wohlausgebauter Verwaltungapparat, der vom Vertrauen der Masse getragen ist, als ein Werk freier Selbstbestimmung. Revidirende, also gesetzgebende Körperschaft ist der Tarifausschuß, der sich aus den Prinzipal- und Gehilfenabgeordneten der Tarifkreise zusammensetzt. Die Exekutivgewalt liegt in den Händen des von einem Arbeitgeber- und einem Arbeiterbeamten geleiteten Tarifamtes. Diese Behörde wirkt für die Verallgemeinerung des Vertrages und sichert die Einhaltung der vereinbarten Arbeitbedingungen durch Herausgabe eines Verzeichnisses der tariftreuen Firmen. Sie vermittelt den Verkehr zwischen den Tarifinstanzen und der Regirung, den Staats- und Gemeindeverwaltungen, um eine behördliche Anerkennung des Korporativvertrages bei Vergebung amtlicher Drucksachen zu erwirken.

Neben den Funktionen einer Centralregirunginstanz fallen dem Tarifamt aber auch noch die eines höchsten Berufungsgerichtes zu. Differenzen wegen Uebertretung des Vertrages, gegen deren Erledigung durch die örtlichen Schiedsgerichte von den Klägern oder Beklagten Rekurs eingelegt wurde, werden vom Tarifamt nachgeprüft und, so weit sie nicht grundsätzlicher Natur sind, endgiltig erledigt. Vor das Forum des Tarifausschusses können dagegen alle Streitfragen gebracht werden, deren Entscheidung von grundsätzlicher Bedeutung ist; für sie entscheidet in letzter Instanz das Volksgericht. Sind die Tarifkreise mit unseren politischen Landestheilen zu vergleichen, so kann man die an ihrer Spitze stehenden Kreisämter als einzelstaatliche Regirungen bezeichnen. Diese Institutionen sind erst nach der letzten Revision eingeführt worden, als man dem Bedürfniß nach einer Decentralisirung der Tarifverfassung und nach einer besseren Anpassung der örtlichen Verwaltungsgeschäfte an die lokalen Eigenthümlichkeiten Rechnung trug. Ihre Hauptaufgabe ist die Festsetzung der nach den örtlichen Theuerungverhältnissen geregelten Lokalzuschläge auf den allgemeinen Mindestlohn und die Vorbereitung der den Tarifausschuß beschäftigenden Abänderunganträge zum Vertrag. Die wichtigsten Stützen der vertraglichen Ordnung sind unstreitig die Tarifschiedsgerichte, eine Art von beruflichen Gewerbegerichten, die

unter paritätischer Vertretung der Parteien, aber ohne unparteiischen Vorsitzenden ihre Urtheile fällen. Sie sind die stillen Mitarbeiter am Werk der Tarifgesetzgebung; ihnen fällt, gleich den bürgerlichen Gerichten, die schwierige Aufgabe zu, den toten Buchstaben des Gesetzes der mannichfachen Praxis des Lebens anzupassen. So sieht der stolze Bau der Verfassung im Buchdruckgewerbe aus, ein demokratisches Gemeinwesen mitten unter gewerblichen Despotien.

Geradezu überraschend schnell geht bei uns in Deutschland die Tarifentwickelung vorwärts. Der unter Vermittelung des Buchdruckertarifamtes im Jahre 1900 entstandene Dreistädtetarif der Buchbinder, der sich bis 1903 mit ganz primitiver Verwaltung über die Städte Berlin, Leipzig und Stuttgart erstreckte, nähert sich allmählich dem buchdruckerlichen Verfassungideal. Bei der letzten dreijährigen Festlegung des Vertrages im Herbst 1903 wurde ein Tarifamt eingesetzt, dessen Thätigkeit eine „vermittelnde, werbende und rechtsprechende" sein soll. Dieser Körperschaft ist die viel Takt und noch mehr Sachkenntniß erfordernde Aufgabe geworden, die verschiedenen zersplitterten Lohnbewegungen in ein einheitliches System zu bringen, um so eine nationale Ausdehnung des Korporativvertrages unter Festsetzung eines allgemeinen Minimallohnes und eines gleichartigen Akkordtarifes anzubahnen. Die Geschäftsordnungen der örtlichen Schiedsgerichte sollen vereinheitlicht werden und die Einführung paritätischer Arbeitnachweise für dem Vertrag treue Prinzipale und Gehilfen ist vorgesehen. Wenn nicht heute schon ein nationaler Tarifvertrag das Buchbindergewerbe regelt, so liegt der Grund sicher nicht in der Eigenthümlichkeit des Berufes, sondern vor Allem in den zerfahrenen Verhältnissen der Organisation. Die Arbeitgeber verfügen überhaupt noch über keine ordentliche Centralverbindung; ihre örtlichen Innungen umschließt nur der lose Verband und die Arbeitergewerkschaft vertritt einen sehr niedrigen Prozentsatz der Beschäftigten. Bedenkt man, daß im Gewerbe die Entwickelung vom kleinhandwerklichen zum Fabrikbetrieb mit Riesenschritten vorwärts ging und die Frauenarbeit die der gelernten Gehilfen mit beängstigender Schnelligkeit verdrängte, so wird diese Schwäche der Organisation verständlich. Schon ist dem Verband aber gelungen, unter allen deutschen Gewerkschaften den relativ höchsten Prozentsatz der weiblichen Mitglieder zu erreichen, und die organisatorische Arbeit wird dem Verbande durch den Nachweis seiner bisherigen Tariferfolge wesentlich erleichtert.

Auch im Lithographen- und Chemigraphengewerbe kam es gegen Ende des vergangenen Jahres zum Abschluß zweier über das ganze Reich giltigen korporativen Arbeitverträge. Beide sind eine verwaltungtechnische Kopie des Buchdruckertarifes und unterscheiden sich von ihm nur dadurch, daß sie nicht von der Gesammtheit der Gewerbsgenossen beider Parteien, sondern von Organisation zu Organisation abgeschlossen sind. Praktisch bedeutet diese Verschiedenheit insofern recht wenig, als natürlich auch bei den Buchdruckern beide Verbände ohne nennenswerthen Widerspruch die Tarifagitationen und Verwaltungarbeit übernommen haben. Das wäre angesichts des hohen Prozentsatzes der Organisirten in beiden Lagern auch hier eingetreten, wenn man auch auf die vertragliche Boykottirung der Unorganisirten verzichtet hätte; aber diese unverhohlene Anerkennung der Berufsvereine bleibt immerhin bedeutsam, so lange die Mehrzahl unserer Arbeiter ihre Verbandsmitgliedschaft noch sorgfältig vor dem Arbeitgeber

verheimlichen muß und so lange die meisten Arbeiterorganisationen noch mit bangen Befürchtungen von der Gegenkoalition im Unternehmerlager Kenntniß nehmen müssen. Diese Vertragsbestimmungen liefern auch einen nicht zu übersehenden Beitrag zum langen Kapitel der gesetzlichen Anerkennung der Berufsvereine und der Reinigung der Koalitiongesetze von allen mittelalterlichen Schlacken der Ausnahmeparagraphen. In nächster Zeit werden auch die Steindrucker und Xylographen ihre Arbeitbedingungen für das Reichsgebiet tariflich regeln und um das buchdruckerliche Mutterland wird sich bald ein Kranz von kleineren Tarifrepubliken gruppiren.

Der Tarifverfassung im Baugewerbe fehlt vorläufig noch die Einheitlichkeit; obgleich diese Berufsgruppe die meisten Kollektivabmachungen aufweist, ist es doch in keiner Branche zu Vereinbarungen gekommen, die sich über kleine Bezirke hinaus erstrecken. Ansätze zu einer provinziellen Ausdehnung und Verallgemeinerung der Verträge sind allerdings im Töpfer- und Steinsetzergewerbe zu beobachten, doch handelt es sich auch dort fast ausschließlich um eine bloße Vereinheitlichung der Arbeitbedingungen und nicht zugleich um die Schaffung einer verfassungmäßigen Einheit, die die örtlichen Abmachungen einer landes- oder reichscentralen Kontrolinstanz unterstellt. Die tarifliche Rechtspflege dieser Berufe kennt denn auch kein Rekursverfahren; endgiltig entscheiden die lokalen Schiedsgerichte, wo solche überhaupt bestehen. Der einzige ungeschriebene Kommentar ist die praktische Erfahrung; das vertragliche Gewohnheitrecht giebt den Ausschlag.

Im Allgemeinen werden die Verträge gewissenhaft gehalten und ihre sanirende Wirkung wird auch von den Arbeitgebern schon empfunden. So wurde auf dem letzten Verbandstag der Baugewerksinnungen der ordnenden Bedeutung der Korporativverträge mit einer objektiven Anerkennung gedacht, die in Erstaunen setzen muß, wenn man bedenkt, daß gerade im Baugewerbe oft rücksichtloser Unternehmerterrorismus mit ernsthaft revolutionär gesinnten Arbeitern ringt. Und doch liegt in dem Zusammentreffen dieser Extreme die logische Erklärung für den raschen Fortschritt der Tarifbewegung im Baugewerbe; denn wenn in einem Beruf Arbeitgeber und Arbeitnehmer durch fruchtlose Kämpfe bis zur Ermattung gehetzt wurden, wenn sich irgendwo die Zweischneidigkeit von Waffen wie Aussperrung und Strike fühlbar gemacht hat, so ist es hier geschehen. Wenige Bauberufe werden allerdings in der nächsten Zeit zum Abschluß eines Reichstarifs schreiten können, obgleich sich die Tarifgemeinschaft erst im nationalen Rahmen zu ihrer ganzen Wirksamkeit entfalten kann. Außer dem Mangel an einer einheitlichen Centralorganisation der Unternehmer erschweren noch die abweichenden Eigenarten des Gewerbes an den einzelnen Orten, die Verschiedenheit des verarbeiteten Rohmaterials und die klimatischen Unterschiede die Schaffung eines allgemeinen Korporativvertrages. Wenn es aber doch im Lauf der Zeit auch in den Bauberufen zu Verträgen kommen wird, so müssen sie den einzelnen Orten und Bezirken weitgehende föderalistische Rechte einräumen.

Vereinzelte örtliche Korporativverträge kennt außer dem tarifreichen Baugewerbe heute fast jede Berufsgruppe. Zur Charakterisirung des biologischen Werdeganges der Tarifgemeinschaft sei noch mitgetheilt, daß an sehr vielen Orten und in zahllosen Berufen paritätische Vereinbarungen bestehen, die zwar von Organisation zu Organisation abgeschlossen sind und zu deren Aufrechterhaltung

auf eine bestimmte Zeit sich auch beide Kontrahenten schriftlich verpflichtet haben, denen aber noch jeder Verwaltungapparat und damit auch jede konstitutionelle Grundlage fehlt. Sie sind wohl Verträge im landläufigen Sinne des Wortes, dürfen aber keinen Anspruch auf die Bezeichnung Tarifgemeinschaft machen. In solchen Vereinbarungen, die gewöhnlich noch nicht allzu lange in Kraft sind, haben wir aber immerhin die Form des Konstitutionalismus, wenn auch ohne den Inhalt der demokratischen Verwaltung zu begrüßen; sie sind also die Vorstufe zu richtigen Tarifgemeinschaften. Sehr häufig sind aber auch Lohnvereinbarungen, denen noch das wichtigste Charakteristikum des Vertrages, die Festsetzung der Giltigkeitdauer, fehlt; viele Gewerbe, namentlich diejenigen der Bekleidungindustrie, haben noch mehr unterschriebene Akkordtabellen als Korporativverträge. Allerdings zeigen sie den ersten Ansatz zu einer vertraglichen Regelung der Arbeitbedingungen, denn ihnen ist wenigstens durch die Verbindlichkeit der Unterschrift eine — wenn auch zeitlich unbegrenzte — Gesetzmäßigkeit verliehen.

Um den Werth der Korporativverträge zu erkennen, müssen wir betrachten, über welche Gebiete des Arbeitverhältnisses oder Gewerbes sich die Bestimmungen erstrecken. Die primitivsten Verträge bleiben natürlich bei der Festsetzung des Mindestlohnes, der Arbeitzeit, der Zuschläge auf Ueber- und Extraarbeit, der Kündigungfrist u. s. w. stehen. Wo Akkordarbeit vorherrscht, enthalten sie oft sogar recht viele Positionen, die die Preise für einzelne Arbeitleistungen regeln. Die Tarifverträge der Lebensmittelindustrie treffen auch Vorkehrungen gegen die Ausnutzung der in Kost und Logis stehenden Arbeiter oder beseitigen diese patriarchalische Einrichtung ganz. So haben wir im Braugewerbe, das nach den Bauberufen wohl die meisten Tarife besitzt, genaue Vorschriften über Menge, Qualität und Verwendung des Freibieres, über Abschaffung des Schlafzwanges in den Brauereien und über Beseitigung der obligatorischen Benutzung der Hauskantine. Eine große Rolle spielt in den Korporativverträgen des Baugewerbes die Einhaltung der Arbeiterschutzgesetze und die Einrichtung sanitärer Unterkunftstätten, Baubuden, Werkzeugschränke, Aufbewahrungorte für Kleider u. s. w. So arbeiten die Tarifgemeinschaften dem Ausbau der sozialen Gesetzgebung vor; manche geben sogar den unklaren Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches vorbildliche Deutung. Zur direkten und gemeinsamen Regulirung der gewerblichen Verhältnisse vereinigen Arbeitgeber und Arbeiter nur die Tarifverträge der Buchdrucker, Buchbinder, Lithographen, Chemigraphen und die der verschiedenen Schlägerbranchen der Metallindustrie. Sie unterwerfen das Lehrlingwesen vertraglichen Vorschriften. Neben der Festsetzung der Lehrzeit haben sie auch Lehrlingskalen, die die Zahl der einzustellenden jugendlichen Arbeitkräfte in ein richtiges Verhältniß zu derjenigen der Ausgelernten bringen und dadurch den Beruf vor Ueberfüllung, Lohndrückerei und Stümperei schützen. Das Mitbestimmungrecht der Arbeiterschaft geht in unserem aristokratischen Deutschland schon viel weiter, als der oberflächliche Beobachter weiß und die Bureaukraten ahnen. In das für den Proletarier vornehm verschlossene „eigene Haus" des Unternehmerthumes der Metallindustrie sind die Arbeiter stolzen Schrittes eingezogen; und zwar folgten sie der Einladung bedrängter Arbeitgeber. Während die Kühnemänner die Gewerkschaften vernichten und die Korporativverträge in Fetzen reißen wollten, wandten sich die Prinzipale des Gold- und Silberschlägergewerbes, als Alles

versagte, vertrauensvoll an die organisirte Gehilfenschaft mit der Bitte, ihnen durch eine Arbeitseinstellung die Räumung der Lager zu ermöglichen und der Ueberproduktion durch eine Arbeitzeitverkürzung zu steuern. Unter der Bedingung einer Lohnerhöhung und der Schaffung eines Korporativvertrages, der die Beschäftigung von Ungelernten verbietet und das Lehrlingwesen regelt, erklärten sich die Arbeiter im Jahr 1902 zur Mithilfe bei der gewerblichen Sanirungarbeit bereit. Daß sich dieser Arbeitvertrag nicht in materiellen Zugeständnissen an die Arbeiterschaft erschöpfen konnte, sondern daß sein Hauptzweck die Aufrechterhaltung eines dauernden Zusammenarbeitens von Prinzipalen und Gehilfen auf dem Gebiete der gewerblichen Reform war, ist nach diesen Vorgängen selbstverständlich. Wir finden daher in diesen äußerst interessanten Vereinbarungen keine schematische Festsetzung der Arbeitzeit, sondern die den zerrütteten Verhältnissen Rechnung tragende Bestimmung, daß das paritätische Tarifamt die Zahl der Arbeitstunden und der zu schlagenden Formen jeweilig den Bedürfnissen entsprechend regelt. Aber nicht nur über Arbeitzeit und Produktionhöhe berathen in diesen Berufen die Arbeiter gleichberechtigt mit: sie sind den Prinzipalen auch bei der Aufrechterhaltung der mit den abnehmenden Exportfirmen eingegangenen Preiskonvention behilflich. Die Arbeiterorganisationen boykottiren die Firmen, die eine Preisvereinbarung brechen. Im vergangenen Jahr setzte auch die Tarifbewegung im Metallschlägergewerbe ein und aus den örtlichen Ansätzen bildete sich allmählich ein allgemeiner Vertrag für die wichtigsten Produktionorte heraus. Zu einer systematischen Verwaltung ist es allerdings noch nicht gekommen; aber wenn die Schlägertarifgemeinschaften auch noch manche innere Krise überwinden müssen, so stehen sie doch in Deutschland einzig und vorbildlich da. Sie sind ein in ernster Zeit errichteter Wegweiser für unsere Industrie, den sie am Scheidewege zwischen Despotismus und Konstitutionalismus nicht übersehen darf.

Düsseldorf. Fanny Imle.

Die beiden Meyer.

Tief in der Nacht. In den Häusern ringsum sind die Fensterladen geschlossen. Selbst das große Hotel auf der anderen Seite der Straße liegt schon in dunklem Schlummer. An der Ecke schlafen die Droschken: Wagen, Rosse und Lenker. Drähte und Schienen, die vorüberziehen, blinken und schweigen. Auf das Kirchlein mit dem morschen Vorhof und dem Trümmergrün, das hier am Tage sein welkes Alter fristet, senkt sich ein Traumschleier, der nach Sagen duftet. Mitten in der Großstadtwüste eine Oase der Romantik, eine Zufluchtstätte reinerer Empfindungen. Hier laßt uns einen Augenblick verweilen . . . Ein greller Lichtschein. Hinter erhellten Scheiben huschen Schatten auf und ab. Verwirrung, Aufgeregtheit, unterdrückter Zorn. Man fühlts von außen, obwohl kein Laut auf die Straße dringt. Was geht da vor? Ein Klub wirds sein, in dem plötzlich die Polizei erschienen oder ein Falschspieler entlarvt worden ist. Ein Haus der Freude, wo die geschätzten Kunden rebellisch wurden, weil die

Bewohnerschaft in der Lizenz, sich selbst bezahlt zu machen, etwas zu weit gegangen ist. Nein. Direktor Mankiewitz von der Deutschen Bank ist in das Bureau des Maklers Fritz Meyer gekommen, um noch vor dem Morgengrauen den Stand des Geschäftes zu prüfen. Vor jedem neuen Blatt, das er in den Büchern des plötzlich Verschwundenen umschlägt, wächst seine Bestürzung, seine Empörung. Wieder werden Bücher herangeschleppt. Er will immer mehr sehen. Endlich ist das Maß seiner Geduld erschöpft. Vom Stuhl springt er auf, schlägt mit der Faust auf den Tisch und ruft: „Das ist noch nicht dagewesen!"... Armer Rabbi Akiba! Vor wenigen Tagen noch in allen Zeitungen berühmt und nun mit Deiner öden Weisheit letztem Schluß zum Kinderspott geworden. Versuche nicht erst, Dich reinzuwaschen. Solches Beginnen wäre vergebens. Der gegen Dich zeugt, weiß genau, was er spricht. Alle Hochachtung vor Deinen Erfahrungen in der Seelsorge. Die Bezirke der Börse und Spekulation kennt Herr Direktor Mankiewitz besser als Du und die Ereignisse haben ihn nicht etwa zu einer Uebertreibung verleitet. Eine Woche vorher schon hatte die selbe Baisse, die Herrn Fritz Meyer in die Enge trieb, einem seiner Namensvettern und Berufskollegen, dem Börsenmakler Max Meyer, den Revolver in die Hand gedrückt; dieser Meyer hatte bis zu seiner letzten Stunde als Millionär gegolten und gelebt, Kredit genossen und operirt. Die Meyers mögen in deutschen Landen so zahlreich sein wie die Sandkörner am Meer: wenn ein reicher Börsen-Meyer sich erschießt, weil er plötzlich verarmt ist, dann wenden sich die Gedanken unwillkürlich gleich auch den anderen Meyers zu. Herr Fritz Meyer war ein Liebling der Börse; er ließ nicht nur seine stattliche Erscheinung, sondern auch reichlich gespendete Courtagen so wirksam für sich sprechen, daß er mit dem selben Prädikat in die Geschichte kam wie Philipp der Schöne. Uebrigens hat wohl nicht Herrn Fritz Meyers Zusammenbruch dem Direktor Mankiewitz das rasch geflügelte Wort entlockt. Wenn man, wie dieser Mitregent der Deutschen Bank, die denkwürdige Schwänze in den Stammaktien der Northern Pacific-Bahn, deren Kurs binnen wenigen Tagen auf das Zehnfache stieg, nicht nur miterlebt, sondern auch miterlitten hat, ist man gegen Lappalien wie Selbstmord und Verlust eines kleinen Millionenvermögens fürs ganze Leben abgestumpft. Ist man obendrein durch ein älteres Ereigniß der selben Art und durch die allgemeine Lage vorbereitet, so wäre es ein Zeichen schlechten Geschmackes, wenn man sich überhaupt noch zu wilden Reden hinreißen ließe. Gerade ein Bankdirektor, der die Beziehungen seines Institutes zur Börse vermittelt und für die Burgstraße ein Barometer ist, weiß sehr genau, daß Alles schon dagewesen ist. Trotz Alledem scheint der Direktor zum ersten Mal die Fassung verloren zu haben. Er hatte Herrn Felix Meyer Alles zugetraut, auch, trotz scheinbarem Wohlstand und nobler Verwandtschaft, eine Insolvenz. Das Ueberraschende und selbst einen Kenner von mankiewitziger Erfahrung Erschreckende war nur, daß dieser Meyer im Augenblick des Krachs Engagements in der Höhe von 27 Millionen Mark laufen hatte.

Wo dem Munde des erfahrenen Bankdirektors nur ein kurzer Ausruf des Schreckens entfährt, ist das Staunen des Laien natürlich hundertfach größer; es fängt auch schon früher an und dauert viel länger. So lange die großen Herren, die Könige des Marktes, Gleichmuth zur Schau tragen und nicht merken lassen, daß sie im Innern bewegt sind, folgt ihnen die Menge urtheillos; verlieren

sie aber selbst die männliche Fassung, dann kommt auch in der Menge der Glaube an ihre Autorität ins Wanken und ängstliche Zweifel tauchen auf, die nicht so leicht wieder zu beseitigen sind. Blindes Vertrauen ist eben die Grundlage der öffentlichen Ordnung auf finanziellem Gebiet. In Tagen internationaler Verwickelungen nahm einmal die Regirung von Venedig alles vorhandene Edelmetall aus der Staatsbank, um die Kosten der Rüstungen zu bestreiten. Wäre die That ruchbar geworden, so hätte eine schwere Finanzkrisis die Republik dem Ruin entgegengeführt. Weil aber Niemand davon erfuhr, blieb das Vertrauen in die Zahlungfähigkeit der Bank und mit dem Vertrauen der Staat unerschüttert. Das Vertrauen wog in diesem Fall buchstäblich Gold und Silber auf. Jetzt aber ists geschwunden, obwohl vielleicht Gold und andere Barbestände in Hülle und Fülle vorhanden sind. Herr Mankiewitz ist überrascht: und plötzlich löst sich das Urtheil des Publikums von der Leine, an der es sich sonst so willig führen läßt. Laienhaft vielleicht, aber eindringlich und mit dem Verlangen, eine klare Antwort zu erhalten, fragt das Publikum, wie es möglich war, daß der Makler Meyer zum Selbstmord getrieben wurde, trotzdem nur die Ausflüchte reicher Lebemänner ihm das Gespenst des Bankerottes vors innere Auge führten. Welche Norm des gesellschaftlichen oder des Börsen-Kodex gestattet diesen Lebemännern, ungestraft weiter unter uns zu wandeln, da sie doch das Leben eines Menschen auf dem Gewissen haben, mit dem sie an einem Strang zogen? Trifft die Schmach, die am Spieltisch jede Einwendung nach verlorener Partie straft, nur die Kleinen, die oft wirklich nur aus Verzweiflung zu diesem häßlichsten aller Mittel greifen, um sich selbst auf Kosten des Anderen zu retten? Und wo blieb denn im Fall Max Meyer das vielgerühmte Solidaritätgefühl, mit dem die Börse so gern protzt, wenn sie gegen einen gemeinsamen Feind mit Wort oder Feder ins Feld rückt? Die Nekrologe, die man dem Toten nachsandte, waren rührend. Sogar mit der Thatsache, daß er eine Villa im Grunewald und eine Remise mit hübschem Gespann besaß, versöhnte sein Tod die gütige Kollegenschaft. Aber nur sein Tod. Um die Erhaltung seines Lebens hätte sich Keiner bemüht; und der Mann war doch leicht zu retten. Die Großen besonders, die das Wetter machen, hätten nicht einen Finger für ihn gerührt. Ein Himmelsstürmer weniger, hätten sie gesagt. Um so besser. Warum strebte er so hoch hinauf? Die Hand der Vorsehung traf ihn. Du sollst keine anderen Götter haben.

Das aber soll die Börse mit sich selbst abmachen. Bei dem zweiten Meyer, der sich der Polizei gestellt hat, fehlt die Tragik des blutigen Endes; aber sein Fall ist viel interessanter und viel schlimmer. Bei einem Meyer, den nur die Börse kennt, findet man, als er vom Schauplatz verschwunden ist, Engagements in der Höhe von 27 Millionen; wohlassortirt: in Renten à la hausso, in Bank- und Montanaktien, als Assekuranz, nach unten. Wäre bekannt geworden, daß eine von den großen Banken eine solche Position auf sich lasten hatte, als die Verhandlungen zwischen Rußland und Japan ins kritische Stadium traten, dann hätte jeder Börsenfachmann die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und eine Deroute wäre unausbleiblich gewesen, auch wenn die Bilanz der Bank die herrlichste Liquidität gezeigt hätte. Und nun entpuppt sich ein Menschenkind, das in seinen besten Tagen auf ein Vermögen von ungefähr 800000 Mark geschätzt wurde, noch neben der kleinsten Aktienbank also ein Zwerg war, als diesen

Herkules. Sonderbar, sehr sonderbar. Als Direktor Mankiewitz in die Neustädtische Kirchstraße pilgerte, um bei nächtig stiller Weile Meyers Bücher zu prüfen, ahnte er die Riesenziffer von 27 Millionen sicher noch nicht; sonst wäre nachher der Schreckensruf nicht seinen Lippen entfahren. Was aber trieb ihn dann, so eilig in die Geschäftsräume des Entflohenen einzudringen und dem Werk der Prüfung seine werthe Nachtruhe zu opfern? In wessen Auftrag handelte er? Eine Berathung aller betheiligten Faktoren ist wohl kaum vorangegangen; wenigstens hat man bisher nichts davon gehört. Daß Meyer die Engagements nicht erst im Februar auf sich nahm, ergab sich schon aus der Kursentwickelung dieses Monats. Wer aber hat ihm die Positionen älteren Datums prolongirt? Bei dem herzlichen Einvernehmen, das bekanntlich unter den großen Finanzinstituten herrscht — man hört ja immer von der Haute Banque als von einer Einheit sprechen —, mußte eigentlich das eine stets ungefähr wissen, was das andere that; und selbst ohne solche Kenntniß mußte jedem einzelnen von ihnen bei der Verbindung mit Meyer der Gedanke kommen, der Mann thue des Guten zu viel. Sind aber solche Bedenken aufgetaucht: welchen Ursachen ist es dann zuzuschreiben, daß Meyer trotzdem bei seinen Engagements die Gelder der Banken benutzen durfte? Dieses Entgegenkommen der Hochfinanz stimmt schlecht zu der unfreundlichen Behandlung, mit der sie gleich nach der Insolvenz Meyers die Börse überraschte. Selbst für ganz kleine Positionen — und in Aktien, die sie selbst früher eifrig poussirt hatte — wurde die Schiebung rundweg abgeschlagen. Weil die Hochfinanz durch unverzeihliche Laxheit es dahin gebracht hatte, daß der Stellagenbauer Fritz Meyer zu einer Riesengefahr für die Börse wurde, hieb sie nach der Entdeckung ihrer eigenen Sünden mit der Peitsche auf das Marktgewimmel ein, das doch an dem ganzen Elend unschuldig war; denn die Kleinen konnten nicht in Meyers Karten sehen. Doch ich will den Spitzen der Bankwelt nicht Unrecht thun: die Schiebung wäre zu haben gewesen, wenn die „kleinen Leute" sich dazu verstanden hätten, durchs kaudinische Joch des Terminregisters zu gehen. Das war die Bedingung, die ihnen gestellt und die, wenns jetzt auch bestritten wird, bis zum Schluß aufrechterhalten wurde. Man mache sich einmal klar, was diese Forderung bedeutete. Eben erst hatte die Regirung den Entwurf der Börsengesetznovelle eingebracht, eben erst hatten sich aus der Mitte der Hochfinanz Stimmen erhoben, die jammerten, weil die Novelle nicht auch das abscheuliche Terminregister beseitige, eben erst war ins Horn gestoßen worden, um den Deutschen Bankiertag einzuberufen, der seine Mehrforderungen dem bedauerlichen „Minimum" der Novelle entgegenstellen sollte: und just diese Stunde sucht sich die so sehr ums Wohl der Börse besorgte Hochfinanz aus, um dem Terminregister zu neuer Ehre zu helfen. Wer sich unter solchen Umständen ins Terminregister eintragen ließ, gab damit fast schon zu, daß er keinen Kredit mehr verdiene und der Insolvenz bedenklich nah sei. Die „Kleinen", die durch dieses Vorgehen der Hochfinanz in vielen Fällen gezwungen wurden, ihre Positionen gegen die Kundschaft zu realisiren, sehen sich für solchen Spartanermuth zwiefach belohnt: von ängstlichen Kunden, die in der Noth sich lieber am Busen der Mächtigen wärmen, werden ihnen Guthaben und Depots entzogen und sie sind gezwungen, für den Märzultimo ihre realisirten Positionen wiederherzustellen. Dieser Zwang führt mit automatischer Sicherheit eine Steigerung der Kurse herbei und die den Kleinen ent-

stehende Verlustdifferenz fließt natürlich in die Kassen der Großen, die wieder genau die Stücke herausgeben, die sie am Februarultimo den Kleinen abgenommen haben. Kommt dann die Steigerung, so läßt die Hochfinanz in die weite Welt hinausposaunen: Seht, Das ist unser Werk! Wir sind und bleiben die Stützen des Marktes, der nationalen Wirthschaft, des Deutschen Reiches!

Man hat geflüstert, der ungeheure Umfang des Engagements Meyers sei aus Machenschaften der Hochfinanz zu erklären, die den Mann benutzt habe, um gewissen Spezialwerthen auf die Beine zu helfen. Diese Vermuthung hat wenig für sich. Jedes größere Institut kann heute durch direkten Verkehr mit seinen Einlegern am Schalter oder brieflich viel mehr erreichen als indirekt an der Börse. Wahrscheinlicher klingt eine andere Hypothese, für die der nicht im Dunstkreis der Großbanken Lebende freilich keinen Beweis herbeischaffen kann. Nach allerlei peinlichen Vorfällen, mit denen sich die Gerichte zu beschäftigen hatten, sollen im vorigen Herbst die berliner Bankdirektoren in feierlichen Berathungen Mittel gesucht haben, die geeignet wären, Spekulationen von Angestellten unmöglich zu machen. Damals hieß es, die Berathungen seien abgebrochen worden, als der Vorschlag auftauchte, unter den Begriff „Angestellte" auch Bankdirektoren zu subsumiren. Das Scheitern dieser Verhandlungen könnte die mannichfachen Gerüchte erklären, die in den letzten zwei Wochen die Burgstraße durchschwirrten. Der Wunsch, im Fall Fritz Meyer ganz klar zu sehen, wird in der Gerichtsverhandlung hoffentlich erfüllt werden. Und vielleicht liefern schon vorher einzelne Personalveränderungen den Schlüssel zu Räthseln, die heute noch ungelöst sind. Schade nur, daß man vermuthlich niemals ganz genau erfahren wird, wer bei Meyers Baissepositionen Gevatter stand.

Der erste Meyer erschoß sich, weil er lieber als Villenbesitzer sterben als bei Gnadenbrot leben wollte. Den zweiten Meyer scheint sein geschäftlicher Verkehr einigermaßen zum Weltverächter gemacht zu haben und gerade aus dieser Verachtung entspringt wohl seine Liebe zum Leben, die ihn aufs Polizeibureau trieb. Der erste mag vor der Lebewelt seiner Kunden so großen Respekt gehabt haben, daß ihn das Dasein ohne die Mittel eines reichen Mannes werthlos dünkte. Beide aber finden ihre Meister in den Herren der Hochfinanz, denen Erfolg und Mittel nie fehlen können, — selbst wenn sie Verluste erleiden, selbst wenn sie Schuld auf sich häufen. Diese neidenswerthe Lage verdanken sie zum größten Theil dem Börsengesetz, das ihnen die Allmacht über das Gehudel da unten verlieh. Um so rührender ist das Schauspiel, das wir jetzt erleben. Mit einer Miene, in der Wehmuth und Zorn sich wundervoll mischen, schelten die Großwürdenträger der Finanz die Regirung, weil sie der Börse noch immer nicht freundlich genug gesinnt sei. Nachgerade müßten die Kleinen doch einsehen, wie unklug sie waren, als sie sich von den Großen ins Schlepptau nehmen ließen. Solidarität! Hecht und Karpfen: Beide brauchen freilich Wasser zum Leben; von einer Solidarität ihrer Bedürfnisse darf man darum aber im Ernst nicht sprechen. Und genau so ists mit der Solidarität der großen und der kleinen Finanzleute. Der neue Entwurf ändert an diesem Zustande der Dinge nichts. Das Börsengesetz hat die Großen auf den Thron erhoben. Die Novelle bringt jetzt, allzu spät, Salben für die Armen, denen von großen Schneidern schon irgend ein für die Lebensfunktionen unentbehrliches Glied amputirt worden ist. Dis.

Selbstanzeigen.

Der Mann mit dem Spiegel. Leipzig, Magazin-Verlag.

„In der That gehörte ich unter die Naturen, für die es weder Hindernisse noch Widersprüche, am Wenigsten aber Wunden giebt: die Hindernisse erklären sie nicht nehmen zu wollen, in Widersprüche lassen sie sich nicht ein oder gehen vorsichtig mittendurch; gegen Wunden wappnen sie sich mit Humor, mit künstlicher Abhärtung oder wirklicher Ueberlegenheit; Alles in Allem: sie hüllen sich in den Mantel stoischen Gleichmuthes und sprechen vor jeder Lebenslage mit dem Steinklopferhans: es kann Dir nix g'schehn. Was aber, wenn solche Naturen durch Verkettung ganz unvorgesehener Zwischenfälle dennoch in Terrainschwierigkeiten kommen, die sie aus der Heerstraße ihrer souverainen Sicherheit kurzweg hinausschleudern? Dann bleiben sie im Straßengraben liegen; erbittert und beschämt über die Beleidigung durch das Schicksal, gehen sie dort lieber zu Grunde, als daß sie opportunistische Kletterpartien in die Höhe unternähmen. Denn sie sagen sich: ‚Ich — sie betonen das ich mit Trommelwirbel und Paukenkrach — ich hätte nicht fallen, nicht einmal sinken oder stolpern dürfen; da ich unerhörter Weise gefallen bin, so muß ich schweigend, aber mit edler Geberde untergehen, denn Geschäfte mit meiner Persönlichkeit kann ich — ich mit Orgelbegleitung — kann ich mir doch nun einmal nicht erlauben!' Worin das Tragische solcher Nieder- und Untergänge besteht, ist nur allzu klar: diese Naturen, die zwar des Uebermenschen Uebermuth, nicht aber des Uebermenschen Muth besaßen und so recht das Uebermenschenthum des angenehmen Lebens darstellten, sie erweisen sich als kleiner und schwächer denn Hunderte von ‚allzuvielen' Menschen, sobald ihr Leben nicht etwa unglücklich, grauenvoll, trostlos, nein, sobald es nur um etwas Weniges unangenehmer, peinlicher, holperiger geworden ist als zu Zeiten ihrer kampflosen Unbesiegbarkeit. Aus höchst unrealen Gipfeln fallen sie in höchst reale Tiefen: auf den Gipfeln zerschellten sie nicht an Felsen und Lawinen, sondern stolperten über Geröll und Kieselsteine, — aus den Gipfeln stürzen sie nicht in Felsschluchten und Meeresgründe, sondern kollern ganz einfach in den Straßengraben, wo sie gleich Betrunkenen in der Pfütze liegen bleiben. Ihr Schicksal ist die Tragik des Lächerlichen: sie sind Vettern des vielberühmten Ritters, der auszog, mit Helden und Riesen zu kämpfen, und statt solcher nur Weinschläuche und Windmühlen zu befehden fand. Wo er aber blindlings und im Wahn handelte, da stehen sie offenen Auges und mit kalter Vernunft ihren Weinschläuchen und Windmühlen gegenüber: darum sind sie noch tragischer und zugleich noch lächerlicher, diese bedauernswerthen Don Quixotes von der sehenden, wissenden und doch so hilflosen Art..." Den Niedergang solches durchaus nicht verblendeten, im Gegentheil hyperoptischen Don Quixote, der an der Tragik seines stahlklaren Spiegeleinblickes in das eigene Windmühlenthum hilflos, „aber mit edler Geberde" untergeht, versuchte ich in diesem psychologischen Ichroman durch alle Straßen und Winkel einer Menschenseele zu verfolgen. Der Kunst eine Opfergabe zu bringen, war mir diesmal — ich gestehe — ein Streben zweiter Linie; in erster handelte sichs mir, der Wahrheit und nur der Wahrheit zu dienen, wenn man will: zu fröhnen. (Ich schreibe dies Wort, weil mich dünkt, daß in der Kunst mitunter sogar die Wahrheit zum Laster werden kann.) Ob nun,

wie so oft auch hier, die Kunstwahrheit sich nicht gar zu rückhaltlos auf dem Rücken der gebeugten Kunstschönheit ausgetobt habe, ist die Frage, mit der nach meinem Empfinden dieser „Mann mit dem Spiegel" steht oder fällt.

Wien. Hermann Bessemer.

Die letzte Hand. Hugo Steinitz, Berlin.

Vor zwei Jahren fand ich an einem verregneten Junitage in der Rue Longue in Ostende bei einem jovialen Antiquar einen französischen Band über Gefängnisse. Ich verkehrte eine Woche nur mit Verbrechern und lernte eine erkleckliche Anzahl Leute kennen, die sich durch Uebelthaten außerhalb des Gesetzes gestellt hatten. Ohne an Raskolnikow oder Dostojewskij zu denken, erfand ich in einer Nacht, als der Weststurm im Hôtel de Prusse et de Grande Bretagne an den Eisenstäben der Balkons knirschte und rasselte, einen Helden, der sich durch die Gesetze der Statistik gezwungen glaubt, der Eine zu sein, der unter hundert Sterblichen zum Mörder wird. Ich umgab ihn mit meinen Erinnerungen und Erlebnissen und ließ ihn sich in freier Liebe einem treuen, anmuthigen Weib verbinden. Ich ließ Beide den Einsturz des Kampanile in Venedig und eine Eisenbahnkatastrophe auf der Gotthardbahn erleben. Später fand ich bei Lombroso genau den Typus meines Mörders aus Wahnvorstellung wieder; und ein Freund bewies in einer großen Zeitung, daß ich ein recht schlechter Dichter sei, denn auf der Gotthardbahn sei nie ein Unfall vorgekommen. Ich führte meinen Verbrecher nach München und schilderte einen dort möglichen Literaturkreis. Trotz allen alten und neuen Schlüsselromanen, von Werther bis zu Bilse, hat man mir zum Vorwurf gemacht, daß ich lebende Personen auf meine kleine Bühne geführt habe. Andere wurden dafür gelobt. Was er am Züricher See gesündigt hat, sühnt mein Held im Wasser des Starnberger Sees.

Dr. Alfred Friedmann.

Was wissen wir von Jesus? Gebauer-Schwetschke in Halle a/S. 1 Mark.

Diese Schrift ist ein um ein Weniges erweiterter Vortrag, der im bremer Protestantenverein gehalten ward. Wenn die Schriften des Herrn Pastor Kalthoff, „Das Christusproblem" und „Die Entstehung des Christenthumes", dazu die Veranlassung gaben, so betone ich noch einmal, daß ich mir nicht das Ziel setzte, in allem Einzelnen Kalthoffs Gedanken zu widerlegen. Mir kam es besonders darauf an, dem Laien einen (so weit die Kürze es erlaubte) klaren Ueberblick über den Stand der wissenschaftlichen Arbeit an der Evangelienkritik zu geben und nur an entscheidenden Punkten zu zeigen, daß die Fundamente des hier aufgeführten Baues durch die Angriffe Kalthoffs unerschüttert bleiben. Bei solcher Anlage darf ich immerhin glauben, daß die Schrift auch für weitere Kreise ihren Werth bewahren wird. Bei dem Versuch, in den Anmerkungen die auf diesem Gebiete den Laien zugängliche Literatur zusammenzustellen, ist mir zu meinem Schrecken klar geworden, wie selten die wissenschaftliche Theologie bis jetzt, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, sich die Aufgabe gestellt hat, die Früchte ihrer Arbeit zum Allgemeingut zu machen, und wie rathlos sie den Laien vor Büchern wie denen Kalthoffs stehen läßt. Bis Besseres und

Ausführlicheres geleistet ist, kann vielleicht dieses Schriftchen hier eine Lücke ausfüllen helfen.

Göttingen. Professor Dr. Wilhelm Bousset.

Von seltsamen Leuten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Diese seltsamen Leute begegneten mir auf meinem nicht minder seltsamen Lebensweg. Und Alle wurzeln im Boden meiner hessischen Heimath. Wenn es mir gelungen wäre, zum Ausdruck zu bringen, was ich von ihnen erfuhr, wäre mein Zweck erreicht. Sie lehrten mich, daß Geduld eine schwerere Tugend ist als Tapferkeit und daß Keiner ein Himmelreich gleich einem Raub an sich reißen kann. Lotte Gubalke.

Hector Berlioz. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1904. 3 Mark.

Man betrachtet einen großen Mann entweder aus dem Gesichtspunkt seiner geschichtlichen Stellung und Aufgabe oder im Licht einer eigenen Persönlichkeit. Thut man das Erste, so enthüllt sich uns die historische Bedeutung des Genies; wir erfahren, was er für seine Zeit war, was er in ihr gewirkt und in welchen Stücken er die Entwickelung seines Schaffensgebietes weitergefördert hat. Der zweiten Betrachtungweise offenbart sich der ewige Werth des Mannes: Das, was ganz einzig an ihm und darum auch unsterblich ist. Die Würdigung Hectors Berlioz hat — zumal bei uns in Deutschland — stets unter der Vernachlässigung dieser die Künstlerindividualität an und für sich ins Auge fassenden Beurtheilung gelitten. Deshalb war mein Hauptbestreben darauf gerichtet, eine möglichst erschöpfende Analyse des künstlerischen und menschlichen Charakters meines Helden zu geben. Die kleine Schrift hätte ihren Zweck erreicht, wenn man ihr als Seelenstudie, als einem Stück angewandter „Charakterologie" und als Beitrag zur Psychologie des Romantikers einigen Werth zuerkennen dürfte.

München. Rudolf Louis.

Der Ursprung des Harlekin. Ein kulturgeschichtliches Problem. Alexander Duncker. Berlin, 1904.

In unseren Vorfahren hat er ein naiv komisches Lachen ausgelöst, der bunktscheckige, aalglatte Wildfang in der geheimnißvollen schwarzen Maske. Wir stehen Harlekins Räthselhaftigkeit kritisch gegenüber. Aber er weiß sich interessant zu legitimiren. Das moderne Lustspiel nebst Pantomime und Puppentheater, die improvisirte „Kunstkomoedie" der Italiener des sechzehnten Jahrhunderts läßt er schnell hinter sich und verführt uns, über die altfranzösische „Teufelei" des religiösen Theaters und die gräuliche pariser Volksmaskerade (charivari) hinweg, bis auf uralte gallische Festesbräuche, auf Hexenzauber und unausrottbare kelto-germanische Glaubensvorstellungen ihm zu folgen. Und am Ende entpuppt er sich als einen Teufel „Herlekin" des Wilden Heeres. Aus Italien stammt er also nicht. So vielseitige Unterhaltung Harlekins Weg bietet: vom zehnten bis zum zwanzigsten Jahrhundert kann man ihm folgen, ohne den festen Boden der Wissenschaft je zu verlassen.

Charlottenburg. Dr. Otto Driesen.

Notizbuch.

Saint Louis im Reichstag. Der Tragikomoedie zweiter und leider auch letzter Akt. Vor fünf Wochen sagte ich hier, der Abgeordnete, der über die Kunstpolitik der berliner Regirung endlich ein offenes Wort wage, könne ein Rühmchen erwerben. Es wurde ein Ruhm. Was der Reichsgerichtsrath Peter Dr. Spahn in den Heinzetagen gesündigt haben, was er ferner noch sündigen mag: nie soll, nie darf ihm die Rede vergessen werden, mit der er am fünfzehnten Februar 1904 den Reichstag überraschte. Seit Jahrzehnten ward in dem Hohen Hause nicht so klug und so fein über Kunst gesprochen. Ein Abgeordneter, ein Centrumsmann gar, der Manet verstehen gelernt und dem Grundgedanken des Impressionismus nachgedacht hat: wers nicht im Stenogramm las, wird der Botschaft nicht glauben. Und das große Muster weckte Nacheiferung. Ich will ein paar Stellen nach dem amtlichen Bericht citiren. Herr Spahn: „Wir haben durch Manet gelernt, daß es nicht mehr darauf ankommt, die feststehende Form zur Darstellung zu bringen, sondern darauf, die Gegenstände der Natur so darzustellen, wie sie, von Licht und Luft umgeben und unter den Einwirkungen von Licht und Luft gestaltet, auf uns wirken, so daß also der Maler auf uns genau so einwirken will, wie der Gegenstand unter Berücksichtigung von Licht und Luft in der Natur auf unseren Geist einwirkt. Das ist das Problem, das Manet uns durch die neue Art seines Sehens und Denkens gestellt hat, und die Lösung dieses Problemes ist der Kernpunkt Dessen, was wir unter Sezession verstehen. Es ist nicht richtig, den Impressionismus oder die Sezession als solche in der Art an den Pranger zu stellen, als ob das Ziel, das sie verfolgt, die Kunst abwärts führe.“ Herr Singer: „Der Zwang des persönlichen Regimentes hat verhindert, daß die deutsche Malkunst in Saint Louis eine angemessene und würdige Repräsentation findet. Allen Ernstes wird die Meinung vertreten, die Kunst könne durch persönliches Regiment regulirt werden und es sei möglich, die Künstler allesammt nach der Richtung zu schieben, die der Auffassung eines Einzelnen entspricht.“ Graf Oriola: „So wenig es möglich ist, irgend eine große geistige Bewegung im Volke künstlich niederzudrücken, so wenig wird es irgend Jemandem, und stünde er noch so hoch im Reich, möglich sein, der Kunst zu gebieten, andere Wege zu wandeln, als die Kunst für richtig hält. Der Export deutscher Kunstwerke nach Amerika ist in bedauerlicher Weise zurückgegangen. Das erkannte der deutsche Konsul in Chicago und deshalb wandte er sich an Herrn Professor Arthur Kampf. Der entwarf eine Liste der Künstler, die dort ausstellen sollten, beging aber einen großen Fehler: er schrieb auf die Liste auch ein paar Sezessionisten; und da theilte ihm das Auswärtige Amt — nach anderer Lesart der preußische Kultusminister — mit: Die Leute passen nicht und müssen gestrichen werden. Warum hat die Sezession sich nicht an der Kunstausstellung in Saint Louis betheiligt? Weil sie das Vertrauen nicht mehr hatte, daß die moderne Richtung auch zu ihrer wirklichen Bedeutung und Geltung kommen würde. Kann man ihr Das nach dem Vorgehen von Berlin verdenken? Zur ersten Kommission waren zwei erfahrene Kunsthändler hinzugezogen. Das habe ich für sehr praktisch gehalten; denn damals hatten wir noch die Absicht, unseren Künstlern einen Kunstmarkt zu schaffen. Heute freilich scheint fast das Hauptbestreben zu sein, in Saint Louis eine retrospektive Ausstellung zu eröffnen. Da werden wir ans Verkaufen wenig zu denken haben. Durch diese Ausstellung werden wir den amerikanischen Markt nicht erobern. Ich fürchte, daß der leipziger Juror

Recht behält, der eine Blamage voraussagt. Die Kunstgenossenschaft wird die zwanzig, dreißig Jahr alten Bilder hinschicken und aus den Galerien auch die Bilder einiger modernen Meister dazuthun, wenigstens aus Berlin. Ob andere, süddeutsche Galerien Werke solcher Meister ausstellen, die sich weigern, selbst auszustellen, muß ich bezweifeln; aber es ist ja auch möglich. Der Reichstag hat keine Veranlassung, ganz einseitig eine Kunstrichtung zu unterstützen". Herr Dr. Müller: „Preußen soll eine Hofästhetik erhalten, die das sic volo, sic jubeo auf dieses Kulturgebiet überträgt. Man beklagt sich in den weitesten Kreisen, daß Hofschranzen, byzantinische Schmeichler, die leider den Monarchen umgeben, nicht auf die Gefahr der Stabilisirung einer solchen Kabinetskunst hinweisen. Was leistet denn die Hofästhetik? Ueberall Mißerfolge, wohin wir sehen. Wir haben ja Manches in der Nähe. Ueberall hohle Dekoration und wenig Kunst nach der Anschauung von Millionen Kunstverständiger. Wie viele Menschen giebt es, die den ornamentalen und monumentalen Marmorsteinbruch hier vor dem Siegesthor überhaupt für künstlerisch diskutirbar halten? Man will eine königlich preußische Kunst schaffen. Wenn von Preußen dieses System auf das ganze Reich übertragen werden soll, so müssen wir, angesichts der vor Allem in Süddeutschland herrschenden Stimmung, gegen solche Uebertragung der preußischen Hofästhetik einen geharnischten Protest erheben. Millionen Gebildeter sind in Deutschland der Ueberzeugung, daß die große moderne internationale Bewegung, die in der Kunst die Wahrheit sucht, sich nicht kommandiren läßt und kommandiren lassen darf wie ein Regiment Gardegrenadiere." Herr von Kardorff: „Der Herr Staatssekretär kann mit Engelszungen reden und uns immer wieder beweisen wollen, wie korrekt die Regirung verfahren ist: ich glaube, die Debatte muß ihn überzeugen, daß alle Parteien das Vorgehen der Regirung lebhaft bedauern. Der Herr Staatssekretär des Innern sagt, an einem gewissen Zeitpunkt seien ‚Erwägungen' eingetreten. Ja, eine höhere Macht trat ein und sagte: So soll es nicht sein, sondern die alte Kunstgenossenschaft soll wieder regiren. So war die Sache. Kürzlich wurde eine Winterlandschaft von Leistikow, ein ganz harmloses Bild, von unseren sehr sachverständigen Galeriedirektoren in Berlin zum Ankauf empfohlen. Aber sie erhielten die Weisung: Das Bild darf nicht gekauft werden, denn Leistikow gehört zur Sezession. Wir sind hier nicht in einem absoluten Staat und nicht in Preußen, sondern in einem föderativen Staatenbund; hier kann doch der Wille eines Einzelnen und die Geschmacksrichtung des Einzelnen nicht so maßgebend sein. Wenn ich sehe, was die Kunstrichtung, die jetzt in Preußen maßgebend ist, hier in Berlin geleistet hat, dann muß ich doch sagen, daß ich ein ängstliches Gefühl dabei habe. Was ist an hervorragenden Kunstwerken Neues hinzugekommen, von der Siegessäule bis zum Roland herunter?" Herr Amtsgerichtsrath Kirsch: „Wenn von den Höfen auch segenreiche Befruchtungen für die Kunst ausgegangen sind, so bietet die Hofluft doch auch gewisse Gefahren für die Ausbildung einer unabhängigen, freien Kunst. Wir haben in der letzten Zeit vor dem Brandenburger Thor Denkmale entstehen sehen, die nur bei Wenigen von uns Beifall finden können." Herr Dr. Südekum: „In der Behandlung der deutschen Künstler dokumentirt sich der Mangel an Respekt vor der geistigen Arbeit, der an gewissen Stellen des Reiches so auffallend und so häufig zu Tage tritt; ein überwuchernder Dilettantismus, der sich für berufen hält, in alle möglichen Gebiete des öffentlichen und geistigen Lebens hineinzureden. Der ganze Streit, der uns hier beschäftigt, läßt sich durch Folgendes charakterisiren: ein Theil der deutschen

Künstler ist hochgradig byzantinisch und ein anderer Theil ist wenigstens nicht byzantinisch; der wird dafür gestraft. Die Gefahr, die es hier zu bekämpfen gilt, ist der Kunstabsolutismus." Jubilate! Alle Stimmen sprachen für die junge Kunst; nicht, weil sie absolut Besseres leiste als die ältere, der heute Lenbach und Menzel, Begas und Knaus noch leben, sondern, weil sie offiziell mißhandelt und hinter Erbärmlichkeiten zurückgesetzt wird. Alle Stimmen außer der des braven Deutsch-Konservativen Wilhelm Adolf Henning, der ein höchsten Lobes würdiger Patriot, allem Kunstempfinden aber so fest verriegelt ist, daß er bei Tante Voß den Professor Ludwig Pietsch beerben könnte. Und selbst dieser wackere teutsche Mann, früher Rittergutsbesitzer, jetzt Rentier und Mitglied des Vorstandes der Inneren Mission, tadelt sänftiglich die Kunstpolitik der Regirenden und „giebt zu, daß die Siegesallee die Kritik herausfordert." Sobald das Wort Siegesallee ausgesprochen wurde, weckte es „stürmische Heiterkeit"; im zahmen Deutschen Reichstag. Und von dieser Puppenreihe hat der Kaiser gesagt, sie „mache auf den Fremden einen ganz überwältigenden Eindruck"; „überall macht sich ein ungeheurer Respekt für die deutsche Bildhauerei bemerkbar"; „die berliner Bildhauerschule steht auf einer Höhe, wie sie wohl kaum je in der Renaissancezeit schöner hätte sein können." So breit ist der Graben geworden, der den durch Erbfolge zur Repräsentation deutscher Kultur Berufenen von den erwählten Vertretern des Volkes trennt. Das ist den Lesern der „Zukunft" nicht neu. Als vor neun Jahren der Plan zur Puppenallee auftauchte, sagte ich hier: „Da die Standbilder nicht im Weißen Saal errichtet werden sollen, sondern im Thiergarten, wo Jeder sie sehen, sie beurtheilen und bespötteln kann, wäre es vielleicht ganz gut, wenn statt des Flüsterns und Tuschelns eine offene Aussprache sich hervorwagte. In Kunstfragen gilt das Urtheil eines Monarchen nicht mehr als das jedes anderen gebildeten Laien, der in den Künsten ein Bischen dilettirt, und selbst Napoleon, der von dem eigenen Werth doch keine geringe Meinung hatte, hat einem Höfling einmal zugerufen: Monsieur de Fontanes, laissez-nous au moins la république des lettres! Es ist sehr bedenklich, daß zwischen dem Urtheil des Kaisers und dem der von Berufes wegen Sachverständigen so selten ein Einvernehmen herzustellen ist. Der freie Denker und Künstler aber erwartet von anderen Richtern den Spruch; er braucht sich nicht darum zu bekümmern, ob ein gnädiger Zufall ihm einen hohen, höchsten und allerhöchsten Gunstbeweis einträgt, und er hat um sein Lebensrecht erst zu zittern, wenn die herrschenden Gewalten sich vermessen, ihm die zum Athmen nöthige Luft abzusperren." Dieser Versuch wird schon lange gemacht. Graf Posadowsky mag noch so redlich an die edle Unparteilichkeit seiner Richter und Lewald glauben und Herrn von Werner, den im Kunsthandwerk tüchtigen, aber amusischen und unerträglich hochmüthigen Kommißmaler, für einen Velazquez und priesterlich reinen Allumfasser deutscher Kunstkultur halten: wahr bleibt, erweislich wahr dennoch, daß in Preußen und leider nun auch im Reich die Kunst, die dem Kaiser nicht gefällt, nicht ans Licht gelassen wird. Dieser Zustand wäre uns erspart worden, wenn Parlament und Presse vor zehn Jahren offen geredet hätten. Dann hätten wir hinterm Brandenburger Thor jetzt nicht den weißen Schrecken, nicht die lächerlichen Bänke und Ballustraden, nicht das skandalöse Denkmal des Kaisers Friedrich; Herr Gerth, bei dem die Kaiserin Friedrich gern Portraitbüsten aus Porzellan bestellte, hätte nicht den Auftrag zu einem Monumentalwerk erhalten und Herr Eberlein, der mit Olympiermiene in berliner Salons Meister vom Range Lenbachs und Hildebrands herunterputzt, wäre mit seiner Wagner-Karikatur, deren

Provinztheaterplunder jetzt die Thiergartenstraße schimpfirt, ins Panoptikum gewiesen worden. Für all diese Leistungen ist kein Hohnwort zu grell. Daß uns solches Zeug zugemuthet wurde, war nur möglich, weil fast Niemand den Mund aufthat. Jubilate! Der Reichstag hat endlich die Zähne gezeigt und die marmorne Nichtigkeit ist von den Treusten der Treuen ausgelacht worden. Schade nur, daß die Erwählten der Nation sich wieder nicht zur That aufraffen konnten. Sie mußten das Geld verweigern, das „zur Unterstützung für die Betheiligung der deutschen Kunst an internationalen Ausstellungen des Auslandes" gefordert wurde. Die Behauptung, für Saint Louis sei es doch nun einmal zu spät geworden, ist falsch; jeder flinke Kunsthändler brächte bis zum Eröffnungtage noch eine Ausstellung fertig, mit der Deutschland sich sehen lassen könnte. Immerhin: das Reichsparlament hat diesmal wenigstens gesagt, was gesagt werden mußte. Kein Gouvernementaler und kein Staatssekretär trat für die kaiserliche Kunst auf den Plan; keine Excellenz lobte den Herrn in der Höhe. Und der ungemein moderne Kanzler, den Rüge und Spott aus dem Versteck zu locken suchten, war, als vorsichtiger Mann, diesmal fein zu Haus geblieben.

* * *

Um die selbe Zeit hat sich die Regirung noch eine andere Schlappe geholt. In der Budgetkommission des Reichstages wurde ihr der ostasiatische Militäretat förmlich zerfetzt. Der Centrumsabgeordnete Müller Fulda wüthete wie der Pelide vor Troja. Er hat erkannt, daß der Kreuzzug nach China weder dem Christenthum noch dem Geldschrank Etwas einzubringen vermag, und streicht, in katzenjämmerlicher Verstimmung, was irgend zu streichen ist. „Das Oberkommando kostet 170 000 Mark jährlich und ist im Grunde ganz überflüssig. Für Kleidung und Ausrüstung sind bis heute schon siebenzehn Millionen ausgegeben worden und der Transport der Pferde ist unerhört theuer." Auf seinen Antrag wurden viele Hunderttausende gestrichen; beim Titel 19 (Tagegelder, Transport und Vorspannkosten) allein 500 000 Mark. Und die Verbündeten Regirungen wehrten sich kaum; der preußische Kriegsminister gab sogar zu, daß anfangs „aus dem Vollen gewirthschaftet worden" sei. Doux pays. Früher wäre es nach solchen Abstrichen zu offenem Konflikt gekommen. Jetzt bittet man die Nachrichtenjäger der Presse, ja nicht viel über die Sache zu schreiben. Das genügt. Begreifst Du nun, liebe Volksseele, warum Du über Saint Louis und über den ostasiatischen Militäretat in Deinem Blättchen so wenig gelesen hast?

* * *

Herr Dr. Jünemann weist noch auf ein paar Stellen hin, an denen Kant über politische Dinge spricht. Man denke an vielbesprochene Militaria der letzten Zeit: „Es würde sehr verderblich sein, wenn ein Offizier, dem von seinem Oberen Etwas anbefohlen wird, im Dienst über die Zweckmäßigkeit oder Nützlichkeit dieses Befehles laut vernünfteln wollte; er muß gehorchen. Es kann ihm aber billigermaßen nicht verwehrt werden, als Gelehrter [Militärschriftsteller] über die Fehler im Kriege Anmerkungen zu machen und diese seinem Publikum zur Beurtheilung vorzulegen" (Was ist Aufklärung? 1784). Ueber die fortwährenden Rüstungen und Heeresverstärkungen, die schon damals drückend empfunden wurden, sagt Kant: „Man muß zugeben, daß die größten Uebel, welche gesittete Völker drücken, uns vom Kriege, und zwar nicht so sehr von dem, der wirklich oder gewesen ist, als von der nie nachlassenden und sogar unaufhörlich vermehrten Zurüstung zum künftigen zugezogen werden. Hierzu werden alle Kräfte des Staates, alle Früchte seiner Kultur, die zu

einer noch größeren Kultur gebraucht werden könnten, verwandt; der Freiheit wird an so vielen Orten mächtiger Abbruch gethan und die mütterliche Vorsorge des Staates für einzelne Glieder in eine unerbittliche Härte der Forderungen verwandelt .." (Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte, 1786). Mit dem nüchternen Blick des Realpolitikers fährt er aber fort: „Würde wohl diese Kultur, würde die enge Verbindung der Stände des gemeinen Wesens zur wechselseitigen Beförderung des Wohlstandes, würde die Bevölkerung, ja, sogar der Grad der Freiheit, der, obgleich unter sehr einschränkenden Gesetzen, noch übrig ist, wohl angetroffen werden, wenn jener immer gefürchtete Krieg selbst den Oberhäuptern der Staaten diese Achtung für die Menschheit nicht abnöthigte? ... Auf der Stufe der Kultur also, worauf das menschliche Geschlecht noch steht, ist der Krieg ein unentbehrliches Mittel, diese noch weiter zu bringen; und nur nach einer (Gott weiß, wann) vollendeten Kultur würde ein immerwährender Friede für uns heilsam und auch durch jene allein möglich sein. Also sind wir, was diesen Punkt betrifft, an den Uebeln doch wohl selbst schuld, über die wir so bittere Klagen erheben; und die heilige Urkunde hat ganz Recht, die Zusammenschmelzung der Völker in eine Gesellschaft und ihre völlige Befreiung von äußerer Gefahr, da ihre Kultur kaum angefangen hatte, als eine Hemmung aller ferneren Kultur und eine Versenkung in unheilbares Verderbniß vorzustellen." Mit diesen Worten, die sich wohl auf die Geschichte vom Thurmbau zu Babel beziehen, deutet Kant schon an, was er bald darauf kurz, aber meisterhaft begründet: seine Ueberzeugung von der Unmöglichkeit des absolut vollkommenen Zukunftstaates. Nachdem verschiedene unrealisirbare und unlogische Wünsche des Menschengeschlechtes besprochen sind, heißt es (zunächst und in erster Linie wahrscheinlich gegenüber den Ideen Rousseaus): „Der dritte Wunsch oder vielmehr die leere Sehnsucht (denn man ist sich bewußt, daß das Gewünschte uns niemals zu Theil werden kann) ist das Schattenbild des von Dichtern so gepriesenen Goldenen Zeitalters; wo eine Entledigung von allem eingebildetem Bedürfniß, das uns die Ueppigkeit aufladet, sein soll, eine Genügsamkeit mit dem bloßen Bedarf der Natur, eine durchgängige Gleichheit der Menschen, ein immerwährender Friede unter ihnen, mit einem Wort: der reine Genuß eines sorgenfreien, in Faulheit verträumten oder mit kindischem Spiel vertändelten Lebens; eine Sehnsucht, die die Robinsone und die Reisen nach den Südseeinseln so reizend macht, überhaupt aber den Ueberdruß beweiset, den der denkende Mensch am civilisirten Leben fühlt, wenn er dessen Werth lediglich im Genuß sucht und das Gegengewicht der Faulheit dabei in Anschlag bringt, wenn etwa die Vernunft ihn erinnert, dem Leben durch Handlungen einen Werth zu geben." Wer möchte aber glauben, daß Kant selbst zum „aktuellsten" Problem der Weltpolitik, zur ostasiatischen Frage, schon Stellung genommen hat? Wir hörten eben, daß die großen Rüstungen auf der heutigen Entwickelungstufe der Menschheit nothwendig und relativ nützlich seien, um Kultur und Freiheit, so weit sie überhaupt bestehen, zu sichern. Als gegentheiliges Beispiel nennt der Philosoph das chinesische Reich. Er sagt: „Man sehe nur Sina an, welches seiner Lage nach wohl etwa einmal einen unvorhergesehenen Ueberfall, aber keinen mächtigen Feind zu fürchten hat und in welchem daher alle Spur von Freiheit vertilgt ist." Das trifft noch heute insofern zu, als China der Zankapfel aller Parteien und daher vor jeder gesichert ist.

* * *

Sehr geehrter Herr Harden, im Anschluß an die Mittheilungen des Herrn Dr. Jünemann (in No. 21 der ‚Zukunft') möchte ich Sie und die Leser Ihrer Zeitschrift auf ein im Jahr 1901 bei Rosenbaum & Hart in Berlin erschienenes Buch aufmerksam machen: ‚Theodor von Bernhardi und Theodor Goldstücker. Idolatrie und Idealismus. Betrachtungen eines Achtundvierzigers von Wilhelm Tobias.' Das schwere, aber faßlich geschriebene Werk greift, wie schon der Untertitel andeutet, weit über Das hinaus, was der Haupttitel verspricht. Dr. Tobias behandelt, insbesondere in den ausgezeichneten Exkursen, politische Fragen von einem allgemein philosophischen Standpunkt aus, der heute, so weit ich sehen kann, sehr selten gewählt wird. Und da Tobias Kantianer (wenn auch nicht strengster Observanz) ist, erfahren gerade die vom Herrn Dr. Jünemann herausgegriffenen Ideen eindringende Behandlung. Auch wird der in Folge der königsberger Kantfeier wieder vielgenannte hochverdiente Kantforscher Emil Arnoldt sehr hübsch charakterisirt. Das ganze Buch mit seiner unerbittlichen Logik wirkt wie ein Stahlbad und kann nicht warm genug selbst Denen empfohlen werden, die, wie ich, weder streng philosophisch gebildet noch mit dem Verfasser überall einer Meinung sind.

In ausgezeichneter Hochachtung

Hamburg. Ihr verbindlich grüßender

Dr. Heinrich Spiero.

* * *

Eine Errungenschaft und ein neuer Versuch, die Sozialdemokratie zu vernichten: „Deutscher Ordensalmanach. Handbuch der Ordensritter deutscher Staatsangehörigkeit. Herausgegeben mit amtlicher Förderung und nach amtlichen Quellen" Aus dem Prospekt: „Das Werk soll den Ordensrittern zum Bewußtsein bringen, daß sie mit der Dekorirung monarchische und staaterhaltende Pflichten übernehmen; es soll das Interesse am Ordenswesen vertiefen, in breite Schichten tragen und versuchen, das Fundament zu legen für einen Bund monarchisch Denkender, aus dem heraus sich, wie wir hoffen, eine Gegenbewegung gegen die Sozialdemokratie entwickeln soll." Wer ins Handbuch aufgenommen sein will, muß natürlich den Almanach kaufen; Subskriptionspreis zehn Mark. Ein Beutezug auf den Jahrmarkt der Eitelkeit? Nein. Eine That, die den Staat retten kann. Ein Markstein.

* * *

Sehr geehrter Herr Harden,

Die folgenden Bemerkungen dürften vielleicht von Interesse für Sie sein; wenn ich mir auch nicht einbilde, daß sie besonders Neues enthalten, so ist der Gegenstand doch zu wichtig, als daß man nicht versuchen müßte, ihn dem denkenden Publikum — wenn ein solches in Europa überhaupt noch existirt — noch einmal im rechten Licht zu zeigen. Es ist mir ganz verständlich, daß sich, bei Ihnen wie bei uns, vielfach Sympathien für die Japaner bemerkbar machen. Wie Sie aber ganz richtig sagen, ist es sehr nöthig, dieses Gefühl in die richtigen Schranken zurückzuweisen; denn man mag über Rußland denken wie man will — und ich selbst bin gewiß kein Freund russischer oder eigentlich der monarchischen Regirungsform —: in diesem Fall darf eben nicht vergessen werden, daß Rußland für die europäische Kultur kämpft. Wer nicht heucheln will, muß ja zugeben, daß es für England und auch wohl für Deutschland sehr angenehm wäre, wenn die Russen einmal ordentlich Prügel bekämen

und für zehn bis zwanzig Jahre geschwächt und aus dem Vordergrunde der Weltbühne verdrängt würden. Wie verhängnißvoll aber ein Sieg Japans wäre, ein Sieg, dessen Wirkung Dauer hätte: Das scheint einstweilen nur Wenigen zu klarer Erkenntniß gekommen zu sein. Was wäre denn die Folge solchen Sieges? Schon heute sagen die japanischen Jingoblätter: Nach Rußland kommt England und die übrigen europäischen Staaten an die Reihe. Sogar in Indien fängt die Presse der Eingeborenen bereits an, laut von den „großartigen Erfolgen der Asiaten" zu sprechen, „die beweisen, daß die Europäer mit ihrer Ueberlegenheit nicht mehr prahlen dürfen." Nehmen wir also an, Japan hätte einen dauernden Erfolg. Die nächste Folge wäre ein Anschluß an China; und wer oder was könnte Japan dann hindern, fünf, zehn oder gar zwanzig Millionen Chinesen mit den neusten Waffen auszurüsten und einen Rassenkrieg gegen die Europäer zu beginnen? Darauf erwidert man mir, erstens sei es nicht möglich, fünf, noch weniger, zehn Millionen Soldaten zu ernähren; ich antworte: Das ist auch nicht nöthig, denn diese Horden ernähren sich selbst auf Kosten der Bewohner der Länder, in denen sie als Feind hausen. Der Chinese braucht übrigens nur ungefähr ein Sechstel Dessen, was unserem Landmann zur Lebensnothdurft unentbehrlich ist. Skrupel kennen die Leute nicht, brauchen sie auch nicht zu kennen. Haben nicht Weiße, hochkultivirte Briten im Transvaal mehr als dreißigtausend Bauerngüter verbrannt? Und ist in Asien die Rede etwa vergessen, in der ein Kaiser seinen Truppen befahl, auf ihrem Kriegszug so zu handeln, daß noch nach hundert Jahren der Chinese sich ihrer Invasion mit Schrecken erinnere? Wir haben der Welt gezeigt, wie man Rassenkriege führt, und würden im Lande der Gelben gelehrige Schüler finden. Wie ein Heuschreckenschwarm würden sie über uns herfallen, dreimal, viermal vielleicht zurückgeschlagen werden, endlich aber durch „sheer number" jeden Widerstand erdrücken; und moderne Feuerwaffen gleichen die taktische Ueberlegenheit der organisirten Heere ja bis zu einem gewissen Grade aus. Das nöthige Geld? Sollte es diesseits und jenseits vom Atlantischen Ozean nicht kosmopolitische Bankiers geben, die, um ein Profitchen zu machen, das verlangte Kapital liefern, nicht Werften und Waffenfabriken, die gern nach so großen und lohnenden Aufträgen griffen? Amerika hätte übrigens von solchem Plan ja nichts zu fürchten und könnte, um sich einen großen Markt zu sichern, alles Nöthige zur Verfügung stellen. Das klingt Manchem heute wie wildeste Phantasie, kann in zehn Jahren aber Wirklichkeit sein. Und was wäre vorbeugend dagegen zu thun? Wirksam scheint mir nur ein Mittel. Nach einem schnellen Friedensschluß, der den Japanern vielleicht die Herrschaft über Korea, den Russen natürlich die Mandschurei läßt, müßte China unter die Großmächte vertheilt werden. Grundbedingung wäre: sorgsamste Schonung aller chinesischen Tradition und Gewohnheit. Das Riesenreich müßte endlich einmal vernünftig kolonisirt und verwaltet werden. Muster: das System, das der Kaufmann Lord Cromer in Egypten angewandt hat. Wenn die Lebenshaltung der Chinesen sich höbe, die Sicherheit ihrer Existenz wüchse und sie, so weit es mit den neuen Verhältnissen irgend vereinbar ist, ihre alte Sitte bewahren dürften, wären sie ganz zufrieden, nicht mehr der Willkür eines diskreditirten Hofes und einer Mandarinenschaar ausgeliefert zu sein, denen man ja ruhig den Schein ihrer Würde lassen könnte. Und wir hätten eine Periode wirklichen, nicht künstlich vorgetäuschten Aufschwunges zu erwarten; für lange Jahre hinaus hätten alle europäischen — und auch die amerikanischen — Industrien Beschäftigung, die soziale

Spannung würde gemildert und fürs nächste Jahrhundert brauchten wir vor der gelben Gefahr nicht zu zittern. Was dann käme: darüber mögen unsere Enkel sich die Köpfe zerbrechen. Die Ausführung dieses Planes wäre freilich nicht leicht. Das erste Hinderniß wäre die unter den Großmächten herrschende Eifersucht, das zweite die Unfähigkeit unserer Diplomatie. Beide sind aber nicht unüberwindlich. Die Aussicht auf Riesengewinne, die Hoffnung, zu innerer Ruhe zu kommen, würde die Großmächte am Ende doch antreiben, auch dem Nachbar einen Vortheil zu gönnen und sich in den Gedanken an die Kultureinheit und Interessengemeinschaft der weißen Menschheit zu gewöhnen. Mit den Zunftdiplomaten wäre allerdings nichts zu machen. Man muß diese Leute kennen, um zu wissen, wie lächerlich wenig sie leisten. Schwadroneure und Feuilletonredner aller Sorten haben wir, aber keinen Mann, der den Muth und die poigno hat, eine große Sache, auch eine zunächst unpopuläre, in großem Stil durchzuführen. Das Elend solcher Zustände ist auf diesen Blättern ja oft geschildert und oft ist hier die Methode moderner Geschäftsleute statt der rückständigen Mittelchen sogenannter Diplomatie empfohlen worden. Ich gehe noch einen Schritt weiter. Das alte Personal leistet nichts, muß also abgeschafft werden. Man entschließe sich endlich, die Staatsangelegenheiten nach vernünftigen Geschäftsprinzipien von Kaufleuten besorgen zu lassen. Jeder Monat fast bringt uns jetzt die Gründung internationaler Syndikate. Wir brauchen ein solches Syndikat für hohe Politik. Nur durch die Größe des Objektes würde es sich von anderen Syndikaten unterscheiden; und selbst der stümpernde Neuling weiß schon, daß eine Einigung im Geschäftsleben um so leichter zu erreichen ist, je größer der Gegenstand und die aufzuwendenden Mittel, also auch die zu erhoffenden Profite sind. Heutzutage können die Regirenden und die Diplomaten die größten Dummheiten machen: persönlichen Schaden haben sie nicht davon. Die Syndikatsleiter trügen ihre eigene Haut zu Markt und müßten sichs dreimal überlegen, ehe sie Beschlüsse fassen, von denen auch ihr materielles Wohl und Weh abhinge. Laßt doch mal die Großkaufleute der verschiedenen Nationen die Köpfe zusammenstecken — sich beriechen, nannte es Bismarck —: ich bin überzeugt, daß sie sich bald einigen und einen ganz vernünftigen Plan für die Zukunft Ostasiens entwerfen würden. Das Publikum, the man in the street, fängt hier in England nachgerade zu begreifen an, daß es seine Geschäfte selbst am Besten besorgt, ohne den ganzen feierlich umständlichen offiziellen Apparat; und wenn die Dynastien den Zopf nicht entbehren können: um so schlimmer für sie, die schließlich ja nicht Selbstzweck sind. Ein Präzedenzfall ist in der Geschichte zu finden. Hat The Old East India Company mit ihrer rein kaufmännischen Verwaltung eines ungeheuren Reiches nicht recht Anständiges geleistet? Und schlägt Amerika, das so oft Geschäftsleute in die höchsten Staatsämter befördert, uns nicht auf allzu vielen Gebieten? Wie die Würdenträger heute rechnen, lehrt uns ja jeder Tag. Selbst Mr. Chamberlain, der in seinen Privatgeschäften tüchtig gewesen sein soll, ist durch die Politisirerei so verdorben worden, daß er die groteskesten Irrthümer nicht mehr vermeiden kann. Siehe den Transvaalkrieg. Mr. Chamberlain sagte: Die Buren werden entweder überhaupt nicht fechten oder sie sind, mit einem Kostenaufwand von zehn Millionen Pfund, in drei Monaten niedergeworfen. Also ein glänzendes Geschäft. Der Krieg hat aber mehr als zwei Jahre gedauert und fast dreihundert Millionen Pfund gekostet. Die Preise der Pferde, des Proviantfleisches: Alles war falsch angesetzt. Wie würde man über einen Kaufmann urtheilen, der mit so ungenauen Berechnungen wirthschaftet und sich bei einer „Grün-

dung" so ungeheuerlich irrt? Mr. Chamberlain aber gilt als ein großer Staatsmann und der wichtigste Theil der Presse jubelt ihm zu; wird freilich Jedem zujubeln, der in der Macht sitzt. Während ich diesen Brief schreibe, höre ich, daß unser Kriegsministerium ein paar Millionen zum Fenster hinausgeworfen hat. Ein Käsekram, der mit solcher Unfähigkeit geleitet würde, stünde nach drei Monaten vor dem Bankerott. Und ich könnte hundert andere Beispiele aus allen Ländern anführen. So gehts nicht weiter. Warum bildet man jetzt nicht Komitees, in denen Kaufleute mit einem sogenannten Politiker zusammensitzen und die wenigstens den geschäftlichen Theil der den Armee- und Marinebehörden zugewiesenen Aufgaben bearbeiten? Glaubt man im Ernst, daß erfahrene Kaufleute, die mit ihrem Vermögen, Ruf, Kredit für ihre Entschlüsse eintreten müßten und die gewohnt sind, die Folgen ihres Handelns zu tragen, so leichtfertig und unsinnig vorgehen würden, wie wirs von den Politikern alle Tage erleben? Ich glaube es nicht und fordere deshalb, daß man die Beantwortung der großen Weltwirthschaftfragen endlich Denen überlasse, die in Geschäften aufgewachsen und von all dem Krimskrams des Diplomatenspieles frei geblieben sind. Vielleicht wird man mich auslachen. Das schadet mir nicht. Auch nicht der Sache. In zwanzig Jahren spätestens wird man einsehen, daß ich Nothwendiges rechtzeitig erkannt habe. Leider wirds dann schon ein Bischen spät geworden sein.

In ausgezeichneter Hochachtung

London. Ihr ergebener S. C. Win.

* * *

In den Großen Generalstab ist die Hoffnung zurückgekehrt. Der Generalquartiermeister Herr von Moltke soll zum zweiten Mal den Kaiser gebeten haben, ihm die Nachfolge Schlieffens nicht zuzumuthen. Man sieht wieder heitere Soldatengesichter über den Karmesinkragen. Jetzt, heißt es, so lange der Erdball im Osten nach Pulver riecht, wird man den Personalwechsel meiden, wird man sich hüten, einen Neuling an die wichtigste Stelle zu setzen. Graf Schlieffen, der einundsiebenzig Jahre alt wurde und seit einem halben Jahrhundert den Offiziersdegen trägt, soll vom Kaiser ein Handschreiben erhalten haben, das den Wunsch ausspricht, ihn noch lange als Generalstabschef wirken zu sehen. Bis 1905 mindestens sitzt er fest, sagt man am Königsplatz; und er war doch für den ersten April 1904 für die Absägemaschine vorgemerkt. Ob Moltke II. dennoch kommt? Jedenfalls ists hübsch und löblich von ihm, daß er für sich selbst und für die Armee einstweilen Schonzeit erbeten hat.

* * *

Italien hat mit dem Deutschen Reich einen Handelsvertrag abgeschlossen, der in der italienischen Presse so laut gelobt wird, daß die deutschen Interessenten unruhig werden. Für die Ausfuhr Oesterreichs und Ungarns wird der kluge Herr von Szögyenyi sorgen, mit dem Bismarck einst über die Möglichkeit eines deutsch-österreichischen Handelsvertrages gar nicht erst reden wollte. Von Rußland aber muß, all in seinen Nöthen, jetzt doch jedes handelspolitische Zugeständniß bequem zu haben sein. Der Kanal ist auch ziemlich gesichert und die Börsengesetznovelle lobt ihren Dichter. Nun kann der Kanzler und Ministerpräsident wieder mal auf Urlaub gehen. Will er auch. Vor Ostern. Nach einer Schöpferarbeit, die Bewunderung verdient und, dem Himmel und der demokratischen Presse sei Dank, auch findet. In der Vossischen Zeitung las ich: „Morgens dem Kaiser Vortrag gehalten und Bericht erstattet, während des Tages heiße Arbeit; dann das Diner bei dem österreichischen Botschafter mitgemacht und

schließlich abends ein solches Heer vieler hundert Gäste empfangen und, unermüdlich stehend, sich mit Dutzenden von ihnen in ernste politische Gespräche vertiefen, ohne sich bis Mitternacht eine Ruhepause zu gönnen, dabei immer verbindlich, liebenswürdig und in vollendeter Form sich jedem kommenden und jedem sich verabschiedenden Gast gegenüber bezeigen: welch eine gute Natur, feste Nerven, immer klarer, durchdringender, elastischer Geist gehören dazu, um ein solches Tagwerk so fertig zu bringen wie gestern Graf Bülow!" Verfasser: Professor Pietsch; im nächsten Absatz erzählt er, daß es bei der Journalistenfütterung im Reichskanzlerhaus Bier, Wein, Sekt und „mit kalten Speisen von mannichfachster Art in größter Fülle besetzte Buffets" gab.

* * *

„Erst gegen Mitternacht", pietscht es weiter, „begann sich die Menge allmählich zu lichten und dem liebenswürdigen Gastgeber endlich die verdiente Ruhe gönnen zu wollen." Nach ungeheurem Vollbringen. Die erste Stunde des fünfundzwanzigsten Februartages schlug. Am sechsundzwanzigsten lasen wir, Graf Bülow sei erkrankt. Kein Wunder, wenn man den „Chefredakteuren und einzelnen Redaktionmitgliedern der größeren berliner und anderer deutschen Zeitungen, den Korrespondenten englischer, amerikanischer, russischer und italienischer Journale" die Hand geschüttelt und Bazillen sämmtlicher Sorten eingeschluckt hat. Schon am neunundzwanzigsten Februar aber war er wieder im Reichstag. Do you want a hero? „Vor zwei Stunden wurde mir telephonirt, daß der Abgeordnete Bebel eine donnernde Rede halten wird. Darum habe ich das Krankenzimmer verlassen, an das ich in den letzten Tagen gefesselt war, und ich bitte Sie um Nachsicht, wenn ich heute mit belegter Stimme zu Ihnen spreche." Die Stimme klang nicht anders als sonst. Doch ein rührendes Schauspiel: der höchste Reichsbeamte, den das Pflichtgebot vom Krankenbette treibt und der ins Parlament stürmt, um Rede zu stehen. Merkwürdig: in der Eile hatte er ganze Aktenstöße zusammengerafft und verlas nun allerlei Erlasse und Marginalien des Mannes, der das Glück hatte, sein „großer Vorgänger" zu sein. Merkwürdig? Seit drei Tagen wußte Jeder, wann und worüber Herr Bebel reden würde; zweiunddreißig Stunden vor dem Telephonruf, der den Patienten aufscheuchte, hatte es in allen Zeitungen gestanden. Wiederum kein Wunder, daß der Heros gerüstet war. Russendebatte; ob das Auswärtige Amt und die preußische Justiz dem Zaren Büttelbienste leiste, Deutsche von russischen Spitzeln bewachen lasse, Gesetz und Recht breche. Unsere Sozialdemokraten sind ungemein sentimental; sie präsentiren Anderen stets die ideale Forderung, sind empört, wenn sie nicht honorirt wird, und glauben sich nur zu der Kaiphasmoral berechtigt, die dem Wohl der Gesammtheit den Einzelnen opfert. Die in Deutschland Regirenden wollen erstens in Petersburg beliebt sein und haben zweitens, ganz wie der „verruchte Zarismus" und der Vorstand der sozialdemokratischen Partei, ein wesentliches Interesse daran, Maulhelden und Terroristen zu kirren. Von moralischer Politik träumt man noch immer nur in Bezirksvereinen und Kaffeekränzchen. Als die Schlacht für die Regirung schon gewonnen war, eilte der Kanzler herbei, die Ehren des Tages einzuheimsen. Nichts Sachliches mehr; doch so viele Brillanten, daß Schmockneidisch werden konnte. Zehnmal Heiterkeit: „große", „stürmische", „anhaltende". Ein Kranker, Unvorbereiteter, dem die Stimme belegt ist. Ohne alle Apparate. Ein grollendes Höflinghäuflein, das statt spaßhafter Rede ernste That sehen möchte, hat ihm nicht ohne Fug den Titel des Witzekanzlers verliehen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.